Verzehrende Gluthen.

Dritter Band.

Verzehrende Gluthen.

Roman

von

Ewald August König.

Dritter Band.

Berlin 1889.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Die Stimmung im Hause Hubert Randolfs war seit dem Tode des Provisors nicht besser geworden.

Das silberhelle Lachen Mathildes, das den Vater so oft erheitert hatte, war verstummt, die Mutter wurde auch von Tag zu Tag schweigsamer, und so oft die Rede auf die Brüder Stillberg kam, las der Schneider in den Blicken der Seinigen bittere Verwürfe, die er nicht mißverstehen, aber auch nicht zurückweisen konnte, weil sie unausgesprochen blieben.

In seinem Hochmuth hatte er einmal an die Möglichkeit gedacht, daß seine Tochter Baronin von Gabor werden könne; der ungarische Baron kam jetzt häufig und jedesmal hinterließ er einen Gruß für Mathilde,

aber er fand schließlich doch etwas in dem lüsternen Blick und den frivolen Worten dieses Mannes, was ihm nicht gefiel und ihm zur Warnung diente.

Man sprach überhaupt in der letzten Zeit nicht mehr mit der früheren Hochachtung von dem Baron Gabor, es wurden schon Stimmen laut, die in ihm den Abenteurer witterten, das erfuhr auch Randolf am Stammtisch, den er allabendlich besuchte.

Unter diesen Umständen fand er es rathsam, auf seinen Wunsch zu verzichten, der ihn, wie er nun wohl einsah, in den Augen seiner Mitbürger lächerlich machen konnte, um so mehr ärgerte ihn die gedrückte Stimmung in seinem Hause, da er die feste Ueberzeugung hegte, daß er stets nur das Wohl der Seinigen im Auge gehabt habe.

Diesem Aerger mußte er endlich Luft machen, und dies geschah an einem Sonntag Vormittag, als Mathilde bald nach dem Frühstück das Familienzimmer verlassen hatte, um ihre häuslichen Pflichten in der Küche zu erfüllen.

Der Schneider saß in seinem seidenen, großgeblümten Schlafrock, mit der brennenden Cigarre im Munde seiner Frau gegenüber und las die Morgenzeitung, sein Blick war eben auf eine Annonce gefallen, in der Bernhard

Stillberg sein neu eröffnetes Wechslergeschäft der Gunst des Publikums empfahl.

„Dieser Bernhard Stillberg ist auch ein Schwindler!“ knurrte er mit einem spähenden Blick auf die korpulente Gattin. „Alldieweil er sich mit fremdem Gelde selbstständig machen will, wird er niemals auf einen grünen Zweig kommen!“

„Und wer sagt Dir, daß er's mit fremdem Gelde thut?“ erwiderte sie so scharf und vorwurfsvoll, daß er betroffen aufschaute.

„Woher soll er denn das Geld haben? Es gehört mehr dazu, als die sechstausend Mark, die sein Bruder gestohlen hat!“

„Hegst Du diesen schändlichen Verdacht noch immer, Hubert?“ fragte sie entrüstet. „Mit ihm hast Du Glück und Frieden aus unserm Hause vertrieben, unser armes unglückliches Kind wirst Du damit ins Grab bringen!“

Auf diesen leidenschaftlichen Ausbruch, diesen furchtbaren Vorwurf war er nicht vorbereitet, glaubte er doch sich allein zu Vorwürfen berechtigt; bestürzt blickte er seine Frau an, die das Taschentuch vor die Augen drückte.

„Na, na, es hat nichts zu sagen,“ erwiderte er kleinlaut.

„Nichts zu sagen?“ fuhr sie mit steigender Entrüstung fort. „Die Stillberg's sind immer ehrlich und brav gewesen, und wenn Jakob einen leichtsinnigen Streich begangen hat, so mußte er schwer genug dafür büßen. Aber daß nun auch Bernhard verdächtigt werden soll, das empört mich, und ich sage Dir noch einmal, Mathilde geht darüber zu Grunde. In unser Haus kommt er nicht mehr, weil er Deine beleidigenden Bemerkungen fürchtet, ich kann ihm das natürlich nicht verdenken, ihm reißt auch einmal die Geduld, und die Worte, die dann fallen, verschließen ihm unser Haus für immer!“

Hubert Randolf hatte die röthlichen Brauen hoch emporgezogen, grenzenloses Erstaunen sprach aus seinen weit geöffneten Augen.

„Man sollte wahrhaftig glauben, Mathilde wünsche nun nichts sehnlicher als die Braut Bernhards zu werden“, sagte er.

„Und wenn sie es wünschte, was spräche gegen diesen Wunsch?“ antwortete sie herausfordernd. „Ist es noch nie vorgekommen, daß eine Wittwe den Bruder ihres verstorbenen Mannes geheirathet hat? Mit Deiner vielgepriesenen Menschenkenntniß darfst Du Dich nicht brüsten, Bernhard scheint Dir heute noch ein Fremder zu sein, sonst würdest Du ihn nicht einer unehrenhaften Hand-

lung fähig halten. Er hat Mathilde immer geliebt, aber schweigend ist er zurückgetreten, als er sah, daß sein Bruder um ihre Hand werben wollte. Findest Du das nicht edel?"

Der Schneider blickte in die Gluth seiner Cigarre und blies einen langen dünnen Rauchstreifen darüber hin.

„Na, na", sagte er, „wer's glaubt!"

„Es ist Wahrheit, Hubert, und ebenso wahr ist es, daß auch Mathilde ihn mehr geliebt hat, als seinen Bruder. Aber Bernhard schwieg und Jakob machte ihr den Antrag, das mußte in ihr den Glauben erwecken, daß Bernhard ihre Liebe nicht erwidere. Nun weiß sie es besser —"

„Woher?"

„Seine Worte haben es ihr verrathen!"

„Schwindel, Marie!" spottete er. „Das Goldfischchen —"

„Wenn Du in diesem Ton fortfahren willst, dann habe ich Dir nichts mehr zu sagen!" schnitt sie ihm zornig das Wort ab. „Ich werde schweigen, nicht einmal meine Thränen sollst Du sehen, aber vor dem Grabe unseres Kindes werde ich eine furchtbare Anklage gegen Dich erheben! Das Mutterherz fühlt mit dem Kinde, es kennt allen geheimen Kummer, alle Sorgen, Wünsche

und Hoffnungen, ihm bleibt nichts verborgen. Wenn Bernhard so selbstsüchtig dächte, wie Du glaubst, dann wäre ich die Erste, die Mathilde vor ihm warnte, ich meine, diese Versicherung brauchte ich Dir nicht zu geben."

Hubert Randolf war unter dem niederschmetternden Eindruck dieser Worte von seinem Sitz aufgesprungen, er gürtete den Schlafrock fester um seine hagere Gestalt und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten.

„So müßte nach Deiner Ansicht nun sogleich die Verlobung gefeiert werden?" fragte er.

„Daß dies nicht geschehen kann, weißt Du selber," erwiderte sie, „damit hat es Zeit, bis der Rasen auf dem Grabe Jakobs grünt. Es wird Alles wieder gut werwen, wenn Bernhard unser Haus offen und hier einen freundlichen Empfang findet. Er ist ein tüchtiger, strebsamer Mensch, Du könntest ihm ein Kapital ins Geschäft geben, damit er rascher vorwärts kommt. Bedenke, was wir gewesen sind, wie klein wir angefangen haben! Mathilde kann nach Jahr und Tag die Frau eines angesehenen Bankiers, in unserm Alter Commerzienräthin sein, und dankbar wird sie dann Dich den Begründer ihres Glückes nennen!"

„Commerzienräthin!" Das war das rechte Wort zur rechten Zeit! Frau Randolf kannte ihren ehrgeizigen

Mann, sie wußte, daß diese Perspektive ihn blenden würde, sie sah ihn schon im Geiste, wie er sich mit den Worten: „Mein Schwiegersohn, der Herr Commerzienrath!“ brüstete.

Er war stehen geblieben, gedankenvoll blickte er auf seine Cigarre, von der er die Asche in seine Untertasse fallen ließ.

„Es hat nichts zu sagen!“ brummte er. „Der angesehene Bankier und der Commerzienrath stehen noch in weitem Felde, und mein sauer erworbenes Geld mag ich auch nicht jedem Spekulanten anvertrauen! Wenn ich nur wüßte, woher er das Kapital hat!“

„So frage ihn doch!“

„Fragen und antworten ist zweierlei!“

„Ich glaube nicht, daß er Dir die Antwort schuldig bleiben wird!“

„Das glaube ich auch nicht, aber —“

„Mit all' Deinem Wenn und Aber kommen wir nicht vom Fleck!“ sagte sie ärgerlich, indem sie sich erhob. „Thu', was Du nicht lassen kannst, die Verantwortung mußt Du allein tragen, Hubert, so, wie es jetzt hier im Hause aussieht, darf es nicht lange mehr bleiben, wenn unser armes Kind nicht zu Grunde gehen soll.“

Damit rauschte sie hinaus, Hubert Randolf nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

Jetzt kannte er die Ursache der Verstimmung und die herben Wahrheiten, die ihm dabei gesagt worden waren, hatten ihren Eindruck nicht verfehlt.

Bei all' seinen Schwächen und Fehlern war er doch ein herzensguter Mensch, der mit zärtlicher Liebe an den Seinigen hing und für das Glück seines Kindes jedes Opfer gebracht haben würde.

Gegen Bernhard Stillberg hatte er nichts, er kannte ihn als einen strebsamen, soliden und charakterfesten Mann, dem er das Schicksal seiner Tochter getrost anvertrauen durfte.

Wenn nur der häßliche Verdacht nicht gewesen wäre, den er nicht wieder los werden konnte!

Aber darin hatte seine Frau Recht, fragen konnte er immerhin, als alter väterlicher Freund war er dazu berechtigt; kurz entschlossen trat er eine Stunde später den Weg zur Wohnung Bernhards an.

Er hatte das kleine schmale Haus in der Friedrichsstraße bald gefunden; Bernhard, der hinter dem Zahltisch stand und den Inhalt seiner Kasse berechnete, empfing ihn mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung.

„Sie kommen nicht mehr zu uns, deshalb will ich mich einmal nach Ihnen umschauen," sagte der Schneider, während er ihm die Hand bot und den Blick prüfend durch den engen Raum schweifen ließ. „Wie geht's im Geschäft? Sind Sie zufrieden?"

„So weit man jetzt schon davon reden darf, jawohl," erwiderte Bernhard. „In der kurzen Zeit, seitdem ich die Bude hier geöffnet habe, ist schon ein hübsches Sümmchen verdient worden, das Beste muß freilich noch kommen."

„Na, es hat nichts zu sagen, wenn Sie nur zufrieden sind! Wissen Sie, worüber ich mir den Kopf zerbreche?"

„Nun?"

„Wollen Sie mir die Frage nicht übel nehmen?"

„Ich nehme Ihnen nichts übel, wenn Sie nur den häßlichen Verdacht nicht wieder aussprechen, mit dem Sie ohne jede Ursache mich beleidigt haben," sagte Bernhard ernst. „Das hat mich Ihrem Hause ferngehalten —"

„Ich weiß es," unterbrach Randolf ihn, „aber von mir ging der Verdacht nicht aus, sondern von dem Apotheker oder seinem Sohne, ich weiß nicht mehr, wer zuerst ihn ausgesprochen hat. Wenn Jakob nicht selbst

sich das Leben genommen hätte, wollte ich nun auch an seine Schuld nicht glauben, aber —"

„Lassen wir das, Herr Randolf!" bat Bernhard. „Ich hoffe noch immer, daß es mir gelingen wird, seine Schuldlosigkeit zu beweisen; wenn ich das erreiche, dann wollen wir weiter darüber reden. Und nun zu Ihrer Frage! Wie lautet Sie?"

„Mit leeren Händen kann man kein Bankgeschäft gründen", erwiderte der Schneider, das Geld betrachtend, das auf dem Zahltische lag, „es gehört ein anständiges Kapital dazu, woher haben Sie es genommen?"

„Ich kann diese Frage nur unter einer Bedingung beantworten", sagte Bernhard zögernd. „Sie müssen sich verpflichten, mir allen Schaden zu ersetzen, der mir entsteht, wenn Sie mein Geheimniß verrathen."

„Ein Geheimniß?" fragte Randolf neugierig in seiner lebhaften Weise. „Ich kann schweigen, Bernhard, verlassen Sie sich darauf, alldieweil —"

„Wollen Sie die Verpflichtung übernehmen?"

„Wenn sie nur meine Verschwiegenheit betrifft, mit der größten Bereitwilligkeit!"

„Nun wohl, wissen Sie, daß das Spielen in auswärtigen Lotterien verboten ist?"

„Natürlich, aber niemand kümmert sich darum."

„Wenn es herauskommt —"

„Muß man einige Mark Strafe zahlen!"

„Das ist das Wenigste, man könnte auch den Gewinn verlieren! Und nun sehen Sie hier, Herr Randolf, in dieser Ziehungsliste finden Sie eine Nummer roth unterstrichen, ich war der glückliche Besitzer, wie dieses Telegramm Ihnen beweist!"

„Neunzigtausend Mark!" murmelte der Schneider, nachdem er die Papiere durchgesehen hatte. „Und wie leicht verdient? Na, es hat nichts zu sagen, Bernhard, ich bitte wegen meines Verdachtes um Verzeihung und gratulire Ihnen zu dem Gewinn! Glück muß der Mensch haben, das ist eine alte Geschichte, halten Sie das Geld nur hübsch zusammen, damit es nicht später einmal heißt: Wie gewonnen, so zerronnen!"

„Das ist meine geringste Furcht, ich kenne ja das Bankgeschäft aus dem Grunde. Wenn Sie nur schweigen können!"

„Stumm wie das Grab!" sagte Randolf, die Hand wie zum Schwur erhebend. „Ich werde doch nicht den Fiskus auf Ihre Kosten bereichern! Was habe ich von ihm? Die Steuern, die ich ihm zahlen muß, machen mir Aerger genug, Sie dürfen unbesorgt sein, keine Silbe

kommt über meine Lippen! Aber nun besuchen Sie uns wieder, nicht wahr?"

„Wenn Sie es mir erlauben, sehr gerne!"

„Sie können gleich mitgehen und bei uns zu Tisch bleiben", drängte Randolf, der sich jetzt wieder des „Kommerzienraths" erinnerte.

„Das muß ich zu meinem größten Bedauern ablehnen, denn eine wichtige Unterredung, die heute Mittag stattfinden soll, hindert mich, Ihre freundliche Einladung anzunehmen, aber zum Kaffee nach Tisch will ich gern erscheinen."

„Abgemacht!" nickte der Schneider, ihm die Hand reichend. „Wir werden uns Alle freuen, nachher trinken wir ein Glas Wein und sprechen von früheren Zeiten, alldieweil Alles wieder in's alte Geleise kommen soll! Ich will nun nicht länger stören, auf Wiedersehen heute Nachmittag!"

Bernhard nahm die unterbrochene Beschäftigung wieder auf, er war ebenso erfreut wie Randolf über das Resultat dieses Besuches, das ihm den Weg zum heiß ersehnten Ziele ebnete.

Bald darauf verließ auch er das Haus, sein Weg führte ihn in das Bureau des Untersuchungsrichters.

„Sie kommen pünktlich, das ist mir lieb", sagte der Richter, ein alter, freundlicher Herr, „Sie wünschten eine Unterredung und ich bestimmte Ihnen diese Stunde als die einzige freie Zeit, die ich habe. Also zur Sache, was haben Sie mir zu berichten?"

„Es ist eine vertrauliche Mittheilung", erwiderte Bernhard mit einem nicht mißzuverstehenden Blick auf den Sekretär.

Der Richter führte ihn in sein Privatkabinet und bot ihm einen Stuhl an.

„Sie werden sich meines Bruders noch erinnern, den der Apotheker Weischer eines Diebstahls beschuldigte", nahm Bernhard das Wort, „der Unglückliche wurde eines Morgens todt in seiner Zelle gefunden und es hieß, er habe selbst sich vergiftet, aber daran glaube ich eben so wenig, wie an seine Schuld."

„Das kann ich begreifen", sagte der Richter mit einem ungläubigen Lächeln, „es kommt nicht darauf an, was Sie glauben oder bestreiten, sondern darauf, was Sie beweisen können. Ueberdies sind die Akten geschlossen."

„So fordere ich eine neue Untersuchung über den Tod meines Bruders", fuhr Bernhard fort, „sie wird allerdings schwer zu führen sein, aber ich hoffe, meine Mittheilungen werden Ihnen den rechten Weg zeigen. Er-

innern Sie sich noch, daß mein Bruder Sie auf die Möglichkeit aufmerksam machte, daß der Sohn des Apothekers das Geld gestohlen haben könne?"

„Weiter!" sagte der Richter, ohne die Frage zu beantworten.

„Sie verwarfen diese Möglichkeit, und es würde auch damals niemand an sie geglaubt haben, denn es lag ja für den jungen Herrn keine Veranlassung vor, diesen Diebstahl zu begehen. Sein Vater ist ein reicher Mann, er selbst hat ein schönes Einkommen, und es war auch nicht denkbar, daß er die entehrende Anklage auf einem Schuldlosen ruhen lassen würde. Darüber denke ich heute anders, Herr Gerichtsrath! Der Doktor Weischer ist Mitglied einer geheimen Spielgesellschaft, die unter dem Vorsitz des bekannten Barons Gabor jeden Abend im Hotel zum Schwan zusammenkommt. Wenn nun der Doktor an jenem Abend eine bedeutende Summe auf Ehrenwort verloren hatte, die er am nächsten Tage zahlen mußte, was lag ihm dann näher, als das Geld seines Vaters aus dem offenen Schrank im Provisorstübchen zu nehmen? Er wußte, daß es dort lag, an seinen Vater durfte er sich nicht wenden, der Apotheker ist geizig, er würde dem Sohne furchtbare Vorwürfe gemacht und ihn gezwungen haben, dem Hazardspiel fortan

zu entsagen. Verdächtig erscheint auch der feste Schlaf meines Bruders, ich vermuthe, daß der Doktor ihm heimlich etwas in den Punsch gegossen hatte, was diesen Schlaf bewirkte. Der Doktor mag geglaubt haben, sein zerstreuter Vater werde die Sache auf sich beruhen lassen und den Verlust des Geldes verschmerzen, aber es kam anders. Und nun war nach der Verhaftung meines Bruders der Doktor Weischer der Erste, der sich unter dem Vorwande der Freundschaft seiner annahm! Weshalb überließ er mir das nicht? Es wäre meine Sache gewesen, meinen Bruder in der Untersuchungshaft zu beköstigen, und ich würde das gern übernommen haben, aber als ich mich danach erkundigte, hieß es, das Alles sei schon besorgt und ich brauche mich nicht darum zu bekümmern. Nach dem plötzlichen Tode meines Bruders schöpfte ich Verdacht, ich ging in das Gasthaus zum goldenen Mond, aus dem die Speisen ins Gefängniß gebracht worden waren. Da erfuhr ich denn, daß der Doktor Weischer seinen Namen nicht genannt und den Wein für meinen Bruder in kleinen, versiegelten Fläschchen geliefert habe. Jeden Mittag empfing mein Bruder ein roth gesiegeltes, jeden Abend ein gelb gesiegeltes Fläschchen, eins der letzteren hatte er kurz vor seinem Tode ausgetrunken, und alle Anzeichen deuteten darauf hin,

daß er sofort nach dem Genuß des Weins todt zusammengebrochen war. Es waren noch vier Fläschchen vorhanden, die ich von einem Chemiker untersuchen ließ, sie enthielten nichts Gesundheitsgefährliches."

„Und welchen Schluß wollen Sie nun aus alle dem ziehen?" fragte der Richter ruhig, als Bernhard Stillberg eine Pause machte, um seine nasse Stirne zu trocknen.

„Für mich, der ich an die Schuldlosigkeit meines Bruders so fest glaube, wie an die Gottheit, die über uns schwebt, liegt dieser Schluß sehr nahe. Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß der Doctor Weischer den Diebstahl begangen hat, der in seinen eignen Augen wohl kein Diebstahl war. Er erfuhr, daß mein Bruder auf ihn Verdacht lenkte, eine strenge Untersuchung konnte die Wahrheit an den Tag bringen, dann war der Doctor entehrt, dieser Möglichkeit mußte er vorbeugen. Nahm mein Bruder sich im Gefängniß das Leben, so war dies ein überzeugender Schuldbeweis und die Akten wurden für immer geschlossen. Wie aber dies ermöglichen? Der Doctor fand das Mittel; unter dem Vorwande, daß der Wein im goldnen Mond zu schlecht sei, lieferte er selbst den Wein, er theilte ihn in kleine Fläschchen, von denen jedes nur ein Glas enthielt, es durfte ja später kein

„Ich komme von dem Begräbniß meines Bruders,“ antwortete Bernhard ernst, während sein Blick den Augen Mathildens begegnete, die ihn voll schmerzlicher Trauer anschauten. „Es gab ihm Niemand das letzte Geleit außer dem Gefängnißinspektor und mir, ich konnte das freilich nicht anders erwarten, aber es hat mich doch tief geschmerzt.“

„So, so, hm — na, es hat nichts zu sagen!“ brummte der Schneider, den diese Bemerkung einigermaßen in Verlegenheit zu setzen schien. „Sie werden doch nicht etwa erwartet haben, daß ich mitgehen sollte?“

„Nein, aber wenn ich mich der Freundschaft erinnere, die zwischen unsern Eltern bestanden hat, dann —“

„Erlauben Sie, wenn Sie uns Vorwürfe machen wollen, so sage ich Ihnen voraus, daß dieselben ungerecht sind,“ unterbrach Randolf ihn gereizt, während Mathilde ihm einen Stuhl anbot und durch einen flehenden Blick ihn bat, dieses Thema nicht weiter zu verfolgen. „Wir, meine Frau und ich, haben an dieser Freundschaft stets festgehalten, alldieweil Ihre Eltern sehr ehrenhafte und liebenswürdige Leute waren. Wie aber hat Ihr Bruder uns dafür gelohnt? Meine Tochter hat er unglücklich gemacht, sie und uns in den Mund aller Leute gebracht und uns so viel Aerger bereitet, daß wir an der Gelb-

sucht hätten sterben können. Und da soll ich noch hinter seinem Sarge hergehen und eine Trauer heucheln, die ich gar nicht empfinde? Für diese Zumuthung danke ich denn doch!"

„Ich habe sie nicht an Sie gestellt", erwiderte Bernhard, dem das Blut heiß in die Stirne stieg. „Gefühle lassen sich nicht erzwingen, und ich weiß ja, daß Sie meinen armen Bruder verurtheilen."

„Ich denke, er hat sein Urtheil selber sich gesprochen."

„Wäre es nicht besser, wenn wir dieses Thema fallen ließen?" schnitt Frau Randolf mit einem besorgten Blick auf Mathilde ihrem Manne das Wort ab. „Jakob ruht nun im Grabe, was er verbrochen hat, sei ihm vergeben!"

„Und mit völliger Sicherheit kann Niemand ihn einer Schuld zeihen!" sagte Bernhard bitter.

„Unsinn!" brummte Randolf, dessen Haupt die Rauchwolken immer dichter umwogten. „Das sind billige Redensarten, für die ich keinen Zwirnsfaden gebe! Es nimmt Niemand sich ohne Grund das Leben! Und ganz besonders dann nicht, wenn er hofft, von einer Schuld freigesprochen zu werden! Es hat nichts zu sagen, meinetwegen reden wir nicht mehr davon, nach einigen Tagen

wird überhaupt die ganze Geschichte vergessen sein! Arbeiten Sie heute nicht, Herr Bernhard?"

„Bei Salomon Sternberg und Söhne arbeite ich überhaupt nicht mehr", antwortete Bernhard, dessen Blick fast unverwandt auf dem blassen Antlitz Mathildens ruhte. „Wenn die Leute engherzig sind, daß sie mich die Schuld meines Bruders entgelten lassen wollen, so muß ich auch das auf mich nehmen, ich konnte unter solchen Umständen nicht länger in jenem Hause bleiben."

Der Schneider war stehen geblieben, es zuckte ironisch um seine Lippen, der Blick, den er seiner Frau zuwarf, schien sie fragen zu wollen, ob sie nicht zugebe, daß sein Urtheil richtig sei.

„Ja, ja, die Jugend ist heut zu Tage leichtsinnig!" sagte er sarkastisch; „zu meiner Zeit ließ man sich sehr viel gefallen, ehe man sicheres Brot fortgab. Was wollen Sie nun beginnen?"

„Sorgen Sie nicht um mich!" erwiderte Bernhard, seine Antwort mehr an Mathilde, als an ihren Vater richtend, „ich habe bereits in der Friedrichstraße ein Unterhaus gemiethet und werde dort in den nächsten Tagen ein Geldwechselgeschäft eröffnen."

„Potztausend, dazu gehört Geld!" rief Randolf erstaunt. „Woher wollen Sie es nehmen?"

Bernhard hielt es nicht rathsam, die Wahrheit zu antworten, er wußte nicht, ob er sich auf die Redseligkeit des Schneiders verlassen durfte, ein unbedachtes Wort konnte ihn der Gefahr aussetzen, den ganzen Lotteriegewinn dem Staate ausliefern zu müssen.

„Ich habe es schon", sagte er ausweichend, „es ist für den Anfang ein ausreichendes Betriebskapital, und ich hoffe zuversichtlich damit vorwärts zu kommen."

Hubert Randolf blies eine dichte Rauchwolke vor sich und zuckte die Achseln, seine spöttische Miene hatte einen boshaften Ausdruck angenommen.

„Ich will es Ihnen wünschen", erwiderte er, „aber ich fürchte, die Leute werden munkeln, Sie spekulirten mit dem Gelde des Apothekers Weischer."

Bernhard wollte zornig von seinem Stuhl emporfahren, helle Entrüstung blitzte aus seinen Augen, aber der flehende Blick Mathildens besänftigte ihn so weit, daß er seine Erregung bemeistern und die heftige Antwort, die ihm schon auf der Zunge schwebte, zurückdrängen konnte.

„Ich möchte Sie ernstlich bitten, diesen häßlichen und durchaus unbegründeten Verdacht nicht wieder auszusprechen", sagte er mit vibrirender Stimme, „mir scheint, Sie haben selbst keine Ahnung von der schweren Beleidigung, die darin liegt. Wenn ich Ihnen erkläre,

daß ich das Geld, welches in meiner Wohnung gefunden wurde, von meinem Gehalt erspart habe, so darf ich wohl Glauben und Vertrauen von Ihnen verlangen!"

„Meinetwegen, es hat nichts zu sagen!" bekannte Randolf, der jetzt an der Thüre stand und noch einmal sich umblickte. „Ich meine nur, mit solchen Ersparnissen könne man kein Bankgeschäft gründen, dazu gehört doch etwas mehr. Alldieweil, Sie müssen es wissen, aber wenn die Leute anderer Ansicht sind, können Sie ihnen den Mund nicht stopfen."

Damit ging er hinaus, gleich darauf hörte man ihn pfeifend die Treppe hinuntersteigen.

„Er ist immer mißtrauisch gewesen", brach seine Frau nach einer Pause in begütigendem Tone das Schweigen, „stets hat er von allen Menschen nur das Schlimme geglaubt, und in den meisten Fällen weiß er selbst nicht, wie sehr seine Worte verletzen."

„So sollte er wenigstens bei mir einige Rücksicht nehmen", sagte Bernhard vorwurfsvoll, „ich habe an dem Kummer über meinen Bruder schwer genug zu tragen."

„Da er diesen Kummer nicht theilt, so kennt und begreift er ihn auch nicht", erwiderte Mathilde mit einem leisen Seufzer. „Die Absicht, das Bankgeschäft zu gründen, hegten Sie ja schon lange?"

„Jawohl, und ich könnte mit wenig Worten Ihren Vater befriedigen und ihm den Aufschluß über den Erwerb des Betriebs-Kapitals geben, aber ich darf es nicht, weil ich seiner Verschwiegenheit kein Vertrauen schenke."

„Wenn es ein Geheimniß ist und bleiben muß, so vertrauen Sie es ihm nicht an", warnte die Mutter, „er kann nicht schweigen."

Bernhard erhob sich und nahm Abschied, die Worte Randolf's hatten ihn zu tief gekränkt, es war ihm nicht möglich, die Unterhaltung in ruhigem Tone weiter zu führen.

Mathilde begleitete ihn hinaus, sie bot ihm draußen noch einmal die Hand, die er lange in der seinigen hielt.

„Ich möchte das Grab Jakob's besuchen und einen Kranz darauflegen", sagte sie leise mit halb von Thränen erstickter Stimme, „wollen Sie die Güte haben, mich hinzuführen, damit ich es finde?"

„Gern", antwortete er, „wann darf ich Sie abholen?"

„Ich schreibe Ihnen einige Zeilen, wann und wo wir zusammentreffen", fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, während sie mit ihm die Treppe hinunterstieg, „oder ich komme selbst zu Ihnen, meine Eltern dürfen von dieser Absicht nichts erfahren. Wohnen Sie schon in der Friedrichstraße?"

„Am nächsten Samstag werde ich dort einziehen."

„Wäre es Ihnen am Sonntag Vormittag recht?"

„Jeder Tag und jede Stunde, Mathilde", nickte er, und ein dankbarer Blick traf ihn aus ihren schönen, schmerzerfüllten Augen, „ich stehe immer zu Ihrer Verfügung."

Sie hatten den Hausflur erreicht und drückten einander noch einmal die Hände zum Abschied, in diesem Augenblick trat der Baron Gabor ein, der Bernhard kaum eines Blickes würdigte, das schöne Mädchen dagegen mit funkelnden Augen betrachtete.

Bernhard schritt an ihm vorbei, Mathilde wollte die Treppe wieder hinaufsteigen, aber der Baron redete sie an, es wäre unhöflich gewesen, ihn ohne Antwort zu lassen. Er wollte ihren Vater besuchen, sie öffnete ihm die Ladenthüre, mit einer Handbewegung lud er sie ein, voranzugehen, sie konnte auch das nicht ablehnen, zumal er unausgesetzt mit ihr plauderte.

Hubert Randolf empfing seinen vornehmen Kunden mit einer tiefen Verbeugung, der strahlende Ausdruck seines Gesichts ließ erkennen, wie stolz er auf diesen Besuch war.

Der Baron beachtete ihn kaum, erst als Mathilde sich zurückgezogen und den Laden verlassen hatte, wandte er sich zu dem Schneider.

„Sie haben eine reizende Tochter!" sagte er mit einem leidenschaftlich glühenden Blick auf die Thür, hinter der das Mädchen verschwunden war. „Wahrhaftig, Herr Randolf, dieses schöne Kind wäre würdig, eine Fürstenkrone zu tragen!"

„Spaß!" sagte Randolf geschmeichelt. „Wir sind schlichte Leute, so hoch versteigen sich unsere Wünsche nicht, alldieweil Hochmuth immer vor dem Fall kommt. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Mit einem neuen Winterpaletot, zeigen Sie mir das Feinste, was Sie haben!"

Randolf winkte seinen Leuten, die sich beeilten, die Stoffe herauszusuchen und auf dem Ladentisch auszubreiten.

„War Ihre Tochter nicht schon einmal verlobt?" fragte Gabor, während er die Stoffe betrachtete. „Ich meine, vor Kurzem davon gehört zu haben."

„Es hat nichts zu sagen", erwiderte Randolf achselzuckend, „die Verlobung ist sehr bald wieder aufgehoben worden."

„Von welcher Seite?"

„Von meiner Seite, Herr Baron, kennen Sie die häßliche Geschichte nicht? Der Bräutigam war Provisor in der Elephanten-Apotheke, er stahl seinem Prinzipal

sechstausend Mark, wurde verhaftet und hat sich vor einigen Tagen im Gefängniß vergiftet, heute Morgen ist er beerdigt worden. Sein Bruder will behaupten, die Schuld sei immer noch nicht klar, man habe nichts beweisen können, aber der Apotheker Weischer beschwört, daß nur der Provisor das Geld gestohlen haben kann, das mußte mir genügen, ich habe auch sofort nach der Verhaftung die Verlobung gelöst."

Der Baron ließ die Stoffe durch seine Hände gleiten und sah den Schneider mit einem zerstreuten Blick an.

„Das ist allerdings eine häßliche Geschichte," sagte er, „Ihre Tochter muß zumeist darunter leiden."

„Ah, sie muß es überwinden, der Mann ist todt und begraben und nicht werth, daß man ihm eine Thräne nachweint."

„Er war Provisor in der Apotheke des Herrn Weischer?"

„Jawohl!"

Baron Gabor ließ jetzt dieses Thema fallen, er bestimmte den Stoff, den er haben wollte, das Geschäft war rasch abgemacht.

„Empfehlen Sie mich Ihrer Fräulein Tochter," sagte er mit bestechender Liebenswürdigkeit, als er Abschied nahm, „ich hoffe, die junge Dame bald wieder zu sehen."

„Ich werde mich nach dieser Geschichte etwas näher erkundigen," murmelte er, als er das Haus verlassen hatte und nun mit stolz erhobenem Haupte die Straßen durchwanderte. „Das Mädchen interessirt mich nun noch mehr, — — seltsam, daß der Doktor mir gar nichts von dieser Geschichte berichtet hat, die doch in seinem elterlichen Hause passirt ist."

Er versank in Nachdenken, und in dieser gedankenvollen Stimmung blieb er, während er im Hotel zum Schwan sein Frühstück einnahm, das aus Austern und schwerem Rheinwein bestand.

Der Wirth gesellte sich zu ihm, außer ihnen war nur noch der Oberkellner in dem kleinen Speisesaal.

„Vergangene Nacht muß es wieder scharf zugegangen sein, Herr Baron," sagte der Wirth leise.

Der Baron blickte befremdet auf, es lag ein lauernder, stechender Ausdruck in seinen blitzenden Augen.

„Wie meinen Sie das?" fragte er kühl. „Hat der Kellner geplaudert?"

„Nein, aber ich weiß, daß es sehr spät geworden ist —"

„Wenn Ihnen das nicht paßt —"

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Herr Baron, ich habe nicht das Geringste dagegen einzuwenden. Sie wissen ja, daß ich Ihnen volle Freiheit lasse, und daß

Sie auf die Verschwiegenheit meiner Leute vertrauen dürfen, dennoch muß die Polizei Wind bekommen haben. Sind Sie Ihrer Gesellschaft völlig sicher?"

Baron Gabor konnte seine Bestürzung nicht verbergen, so sehr er sich auch bemühte, ruhig zu bleiben.

„Wer hat uns verrathen?" sagte er zornig. „Wenn man in dieser Stadt von Polizeispionen umgeben ist, dann werde ich nicht lange mehr hier bleiben! Was geht's die Polizei an, wie ich hier mein Geld verzehre? Ein harmloses Spiel ist überall erlaubt, ich lehne es nie ab, wenn meine Freunde mich dazu auffordern, denn ich finde selbst Vergnügen daran."

„Leider ist es hier gesetzlich verboten", erwiderte der Wirth mit einem bedauernden Achselzucken. „Wer's verrathen hat? Ich weiß es nicht, ich kann nur annehmen, daß der Verräther sich in Ihrer eigenen Gesellschaft befindet. Deshalb warne ich Sie, ich habe einen Wink bekommen, daß die Polizei hier nachforschen will, für mich ist die Sache nun auch eine Existenzfrage geworden."

Der Baron schien seine Fassung wiedergefunden zu haben, er zündete eine Cigarre an und lehnte sich in seinen Sessel zurück, ein hochmüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen.

„In meiner Gesellschaft ist kein Verräther!“ sagte er.

„Baron Steinberg und der Doktor Weischer sollen gestern sehr bedeutend verloren haben!“

„Bah, ihre eigene Schuld, weshalb pointirten sie so hoch. Ich liebe dieses leidenschaftliche Spielen nicht, obschon es mich selbst in keiner Weise aufregt, aber wenn es mir aufgezwungen wird, darf ich mich nicht zurückziehen. Vermuthen Sie, daß einer von diesen beiden Herren uns verrathen haben könnte?“

„Wäre das nicht möglich?“

„Nein,“ erwiderte der Baron scharf, „suchen Sie den Verräther im eigenen Hause. Ich werde mich natürlich nach einem anderen Lokal umsehen, hier bin ich nun vor Spionen nicht mehr sicher.“

„Schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus!“ sagte der Wirth beruhigend, der offenbar die verschwenderischen Gäste nicht gerne verlieren wollte. „Wenn die Gesellschaft ein andres Lokal wählt, so wird dadurch die Polizei erst recht aufmerksam gemacht, sie folgt Ihnen auch dahin, und Sie haben Niemand mehr, der warnen und rathen kann. Das Hazardspiel ist nun einmal hier verboten, und unsere Polizei nimmt keine Rücksicht auf Rang und Stand, das sind Faktoren, mit denen wir rechnen müssen. Ich rathe Ihnen, kommen Sie in

gewohnter Weise hierher, aber legen Sie eine Zeit lang keine Bank mehr auf. Ich ändre das Spielzimmer und stelle kleine Tische hinein, spielen Sie Whist oder Skat und lassen Sie zusehen, wer will. Ist dann ein Geheimbeamter hier, oder kommt die Polizei plötzlich in der Nacht, so wird man sich überzeugen, daß keine Berechtigung zu irgend einem Einschreiten vorhanden ist. Ich werde erfahren, wann die Gefahr beseitigt ist, dann sind Sie wieder sicher."

„Aber die Herren, die gestern verloren haben, werden Revanche von mir fordern," warf der Baron ein, dessen Stirne sich wieder umwölkt hatte, „ich darf sie nicht verweigern —"

„So werden die Herren sich einige Tage gedulden müssen, es liegt im Interesse Aller, jeder verständige Mann wird das einsehen."

Der Baron blickte eine geraume Weile den Rauchwölkchen seiner Cigarre nach, dann ließ er den langen, schwarzen Schnurrbart einigemal durch seine Finger gleiten.

„Ich will mir die Sache überlegen," sagte er, und es lag jetzt ein vornehm herablassender Klang in seiner scharfen, schnarrenden Stimme, „nichts ist mir widerwärtiger, als solche Spionage, ich verzehre hier mein

gutes Geld, dafür will ich thun und lassen können, was mir beliebt."

„Das sollen Sie auch!" nickte der Wirth dienstfertig, „ich bedaure diesen Vorfall noch tiefer, als Sie, halten Sie sich versichert, daß ich Alles aufbieten werde, um jede Gefahr dauernd zu beseitigen."

Baron Gabor erhob sich, er trat zum Oberkellner und berichtigte seine Zeche, und nachdem er seinen Paletot angezogen hatte, setzte er vor dem Spiegel den Hut auf.

„Vielleicht ist es in der That am besten so, wie Sie es anordnen wollen," sagte er, dem Wirth zunickend, dann verließ er das Hotel.

Zweites Kapitel.

In hocheleganter Toilette trat Stephanie in den Salon, in dem ihr Bruder wieder mit dem Inhalt seiner Geldkassette beschäftigt war. Die Gaslampen brannten schon, sie warfen ihr volles Licht auf das berückend schöne Mädchen, das als einzigen Schmuck nur eine weiße Camelie in dem glänzend schwarzen Haar trug.

Der Baron ließ den Blick voll Bewunderung auf der blendenden Erscheinung ruhen, dann aber glitt flüchtig ein ironisches Lächeln über sein gelbes Gesicht.

„Wen erwartest Du?“ fragte er.

„Den Doktor“, erwiderte sie gleichgültig, „er hat gebeten, mich begleiten zu dürfen. Baron Steinberg kommt auch hin“ —

„Was wird gegeben?“ unterbrach er sie.

„Die Stumme.“

„Dann fahre ich mit", sagte er rasch, „ich darf die beiden Herren nicht mit Dir allein lassen, sie stehen jeden Augenblick auf dem Sprunge, einander die Hälse zu brechen."

„Und wer trägt die Schuld daran?" fragte Stephanie vorwurfsvoll, die sich in einen Sessel niedergelassen hatte und nachlässig mit ihrem Elfenbeinfächer spielte. „Du allein, Stephan, Du protegirst den Doktor —"

„Du kennst die Gründe, aus denen ich es thue", fiel er ihr abermals in die Rede, „ich will, daß er bei guter Laune erhalten wird. Bitte, trage dieses Kreuz heute Abend", fuhr er fort, indem er ein Etui aus der Kassette nahm und es geöffnet ihr überreichte, „wer solche Geschenke macht, ist wohl eines freundlichen Blickes werth."

Ein Ausruf des Entzückens entfuhr den Lippen Stephanie's, als ihr Blick auf die funkelnden Brillanten fiel, ihre kleine Hand zitterte, als sie den Schmuck aus dem Etui nahm.

„Ein Geschenk des Doktors?" fragte sie. „Aber darf ich es tragen?"

„Warum nicht?" erwiderte er spöttisch. „Es verpflichtet Dich zu nichts, überdies brauchst Du nicht einmal zu wissen, daß er es Dir geschenkt hat, denn Du hast es aus meiner Hand empfangen. Ich selbst habe es

nur unter der Bedingung angenommen, daß der Geber unbekannt bleiben müsse, Dir gegenüber hat er also keine Berechtigung, auf das Geschenk hinzudeuten und Deinen Dank zu fordern."

Stephanie stand vor dem Spiegel und legte den Schmuck an, ihre Augen leuchteten so feurig, wie die Steine, die jetzt auf ihrem Busen funkelten.

„Und wie lange soll dieses Spiel noch währen?" sagte sie, während sie ihr schönes Bild betrachtete.

„So lange es mir gefällt", antwortete er, und wieder zuckte das ironische Lächeln über sein Gesicht. „Ernst wird ja bei Deiner Abneigung gegen ihn nicht daraus werden, und wenn auch seine Geduld einmal reißen sollte, so läßt er sich durch einige freundliche Worte leicht wieder beruhigen."

„Und der Baron?" fragte Stephanie.

„Baron Steinberg? Von ihm gilt dasselbe!"

„Nur mit dem Unterschiede, daß ich gegen ihn keine Abneignng fühle," sagte sie, ihn fest anblickend. „Laß' mich dieses Spiel beenden, Stephan, es widert mich an."

„Pah, mich widert hier Manches an, und ich füge mich doch darin," spottete er. „Wir werden nicht lange mehr hier bleiben, in Paris lernen wir andere Menschen kennen —"

„Und Alles bleibt beim Alten!“ erwiderte sie in gereiztem Tone. „Ich hab dieses Leben satt, unsere Bedingungen scheinst Du vergessen zu haben.“

„Ich vergesse nichts!“ unterbrach er sie schneidend, „es ist meine Art nicht, etwas zu vergessen. Warte, bis die festgesetzte Zeit gekommen ist, dann sollst Du Deinen freien Willen haben, aber nicht eher! Ueber den Baron Steinberg und seine Verhältnisse habe ich Dir meine Ansichten oft genug geäußert, seine Mutter wird Dich nie als ihre Schwiegertochter anerkennen.“

„Und wenn sie es dennoch thäte, wie dann?“ fragte Stephanie, die vor seinem stechenden Blick jetzt nicht mehr die Augen niederschlug.

Er zuckte die Achseln und lachte, es war ein höhnisches, boshaftes Lachen.

„Die Baronin von Steinberg wird auch so verständig sein, daß sie keine Katze im Sack kauft“, spottete er. „Oder glaubst Du mit Deiner Schönheit und Liebenswürdigkeit allein jedes Bedenken beseitigen, jede Frage befriedigend beantworten zu können? Schlag' Dir die Thorheiten aus dem Sinn und vergiß nicht, wie sehr Du meines Rathes und meiner Hülfe bedarfst! Du sollst die beiden Herren noch eine Zeit lang an Dich fesseln, das ist Alles, was ich von Dir verlange, im

Uebrigen bleibe so klug und vorsichtig, wie Du bisher warst, dann bin ich mit Dir zufrieden."

Die Zofe Stephanie's trat in diesem Augenblick ein, ihr erster Blick fiel auf den blitzenden Schmuck, sie schlug erstaunt die Hände zusammen und bewunderte ihre Herrin mit weitgeöffneten Augen.

„Strahlend, wie eine Fürstin!" sagte sie.

„Ist der Wagen schon vorgefahren, Nanette?" fragte Stephanie.

„Nein, aber der Herr Doktor läßt fragen, ob er eintreten dürfe."

„Unnütze Frage!" rief der Baron, ohne den unwilligen Blick seiner Schwester zu beachten. „Der Herr Doktor ist immer willkommen."

Eugen trat ein, auch er sah sofort das Kreuz am Halse der Baronesse, in seinen Augen blitzte es freudig auf.

„Ich bitte, mich einige Minuten zu entschuldigen", sagte der Baron, der rasch seine Kassette geschlossen hatte und nun mit ihr das Zimmer verlassen wollte, „ich fahre mit zum Theater, will nur zuvor noch etwas Toilette machen."

Baron Gabor hatte kaum die Thür hinter sich zugezogen, als Eugen vor der Baronesse auf die Knie niedersank und ihre Hand an seine Lippen zog.

„Zürnen Sie mir nicht", flüsterte er mit heiserer Stimme, „ich kann meinem Herzen nicht länger gebieten, das höchste Glück meines Lebens suche ich an Ihrer Seite, kann ich dieses nicht erreichen, darf ich es nicht mein eigen nennen, so hat das Leben keinen Werth mehr für mich."

Stephanie hatte ihm ihre Hand entzogen, aber der leise Druck der vorhergegangen war, ließ ihn hoffen, daß seine Liebe nicht verschmäht wurde.

„Stehen Sie auf, ich bitte dringend darum", sagte sie in ängstlichem Tone, „es wäre mir schrecklich, wenn wir in dieser Situation überrascht würden."

„Und welche Antwort geben Sie mir?" fragte er, sich erhebend.

„Keine, Herr Doktor," fuhr sie fort, und ein berückendes Lächeln umspielte jetzt ihre Lippen, „Sie werden ja einsehn, daß Sie so rasch eine Antwort nicht verlangen dürfen. Ich bin nicht unabhängig und außerdem muß ich Zeit haben, um mit meinem eigenen Herzen zu berathen und mir über die Gefühle desselben klar zu werden. Ziehen Sie nicht die Stirne so kraus", fuhr sie bittend fort, „ich beraube Sie Ihrer Hoffnungen nicht, haben Sie Geduld, bis meine Entscheidung getroffen ist."

Sie reichte ihm wieder die Hand, auf die er einen Kuß hauchte, ihrem bittenden Blick konnte er nicht widerstehen, er mußte seine Ungeduld zügeln, so schwer es ihm auch fallen mochte.

„Wie lange?“ fragte er mit vibrirender Stimme. „Wenn Sie nur eine Ahnung hätten von den Gefühlen —“

„Ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen“, unterbrach sie ihn, vor seinem fieberhaft glühenden Blick die Wimpern senkend, „es bleibt augenblicklich besser ungesprochen. Sie sollen es mir später einmal sagen, Herr Doktor, ich höre den Wagen vorfahren, mein Bruder wird sogleich erscheinen.“

„Gestatten Sie mir, daß ich mit ihm rede?“ fragte er mit mühsam erzwungener Ruhe.

„Im Gegentheil, ich verbiete es Ihnen“, antwortete sie, indem sie sich erhob, „ich bedarf in meinen Herzensangelegenheiten seines Rathes nicht. Ich bitte Sie auch, mich nicht zu drängen,“ fuhr sie, mit ihrem Fächer spielend, fort, „Sie würden dadurch mich eher in meinem Entschluß beirren, als ihn beschleunigen.“

„Aber ich darf hoffen —“

„Ja, das dürfen Sie, und je fügsamer ich Sie finde, desto eher werde ich meine Entscheidung treffen.“

Der Blick, der die letzten Worte begleitete, trieb ihm das Blut siedend heiß durch die Adern, seine Zweifel waren gehoben, er hätte laut aufjauchzen mögen. Sie erwiderte seine Liebe, aber sie wollte aus jungfräulicher Schüchternheit sich ihm so rasch nicht zu eigen geben, das sagte ihm dieser Blick, er las es auch in ihrem bezaubernden Lächeln.

Vielleicht fand sie auch Vergnügen daran, ihn noch einige Tage zwischen Furcht und Hoffnung schweben zu lassen, nun, das konnte er ihr ja gönnen, ihren Wünschen, die ihm Befehl waren, mußte er unter allen Umständen sich fügen.

Er fand keine Zeit zu einer Antwort, der Kammerdiener meldete das Vorfahren des Wagens, in demselben Augenblick trat auch der Baron wieder ein, und Nanette kam, um ihrer Herrin den Abendmantel umzuhängen.

Eugen führte Stephanie zum Wagen, er sah den spöttischen Blick nicht, den sie verstohlen mit ihrem Bruder wechselte, sein ganzes Sein und Denken war zu sehr von dem berauschenden Glück in Anspruch genommen, das er nun schon sich gesichert zu haben wähnte.

Friedrich von Steinberg erwartete Stephanie schon im Theater, er zog die Brauen unwillig zusammen, als er Eugen an ihrer Seite sah.

Baron Gabor warf ihm einen warnenden Blick zu, während Eugen seiner Begleiterin den Arm anbot, den sie ohne Zögern annahm.

„Nur keine Eifersucht zeigen!" flüsterte der Ungar, als sie hinter dem Paare die Treppe hinaufstiegen, „Sie würden Alles dadurch verderben!"

„Immer finde ich ihn auf meinem Wege!" knirschte Friedrich, „stets drängt er sich auf —"

„Gleichwohl ist noch nichts vorgefallen, was Sie beunruhigen könnte", fuhr der Baron besänftigend fort. „Machen Sie gute Miene zum bösen Spiel und warten Sie Ihre Zeit ab, Sie werden über diesen augenblicklich noch unbequemen Nebenbuhler triumphiren!"

„Glauben Sie mir das mit Sicherheit in Aussicht stellen zu dürfen?"

„Mit voller Sicherheit!"

Sie waren in der Garderobe angelangt, jetzt erst bemerkte Friedrich den Schmuck Stephanies, der allgemeines Aufsehen erregte.

„Und dieses Brillantkreuz?" zischte er. „Ist es ein Geschenk von ihm?"

„Können Sie glauben, daß meine Schwester solche Geschenke annehmen wird?" spottete der Baron.

„Ich sah es vor Kurzem noch im Schaufenster eines Juweliers —“

„Ganz recht, ich habe es gekauft, weil es mir gefiel, einstweilen ist es noch mein Eigenthum. Und nun kein Wort weiter, mein lieber Baron, vertrauen Sie auf meine Erklärung und zeigen Sie meiner Schwester eine heitere Miene, den Doktor können Sie ja ignoriren.“

In der Loge saß Eugen neben Stephanie, die Ouvertüre hatte schon begonnen, als sie eintraten.

Aus den gegenüberliegenden Logen richteten alle Gläser sich auf die Baronesse, Eugen, der ebenfalls durch sein Opernglas die Anwesenden musterte, glaubte deutlich zu bemerken, daß man sich über ihn und seine Begleiterin unterhielt.

Während des ersten Aktes fiel ihm ein Herr auf, der ihm gegenüber in der zweiten Rangloge saß und seine Aufmerksamkeit mehr der Baronesse, als der Oper widmete.

Der Herr hatte struppiges Haar und das bartlose Gesicht voll Pockennarben, er machte auf Eugen einen unangenehmen Eindruck, es ärgerte ihn, daß dieser ihm völlig Unbekannte so unausgesetzt in geradezu unverschämter Weise die Baronesse betrachtete.

Dies wiederholte sich auch im zweiten Akt, nach demselben ging Eugen hinaus, um am Büffet ein Glas Wein zu trinken; er that es in der Hoffnung, dem Unbekannten zu begegnen, der ebenfalls seine Loge verlassen hatte.

In dieser Hoffnung sah er sich nicht getäuscht, im Foyer stand der Herr bereits am Büffet, er redete Eugen an, ehe dieser Zeit fand, seinem Groll Luft zu machen.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Ihr Mißfallen erregt habe“, sagte er in dem geschmeidigen Tone eines erfahrenen Weltmannes, „wenn ich mich nicht sehr täusche, so hatte ich die Ehre, die Dame, die neben Ihnen sitzt, schon früher kennen zu lernen. Mein Name ist Doktor Wurzel!“

„Und meiner Doktor Weischer“, erwiderte Eugen, ohne seinen Unwillen zu verhehlen. „Wenn man an einen öffentlichen Ort einer Dame allzu große Aufmerksamkeit schenkt, so bringt man sie leicht in Verlegenheit, dieses peinliche Gefühl mag Ihnen unbekannt sein —“

„O, nein, aber ich gestehe, daß ich es in meiner Freude über dieses Wiedersehen nicht bedachte.“

„So darf ich nun wohl bitten, daß Sie —“

„Ich werde die Dame nicht weiter belästigen“, unterbrach der Doktor ihn mit einem Lächeln, das Eugen

peinlich berührte, „es kam wohl hauptsächlich daher, daß ich mich vergeblich auf den Namen besann, wollen Sie nicht die Güte haben, mir ihn zu nennen?"

„Baronesse Gabor!" antwortete Eugen, der jetzt mit einem mißtrauischen Blick den Doktor betrachtete.

„Ah, ganz recht, ich danke Ihnen! Der Herr mit dem schwarzen Schnurrbart ist wohl ihr Bruder?"

„Allerdings!"

„Ich danke Ihnen nochmals", sagte der Doktor Wurzel. „Sind die Herrschaften hier ansässig?"

„Nein, sie wohnen erst seit einigen Monaten hier."

„Ich werde mir die Ehre geben, ihnen meine Aufwartung zu machen. Dürfte ich Sie noch um die Adresse bitten?"

Auch diese Bitte erfüllte Eugen, der Doktor schrieb die Adresse in sein Notizbuch und nahm mit einer Verbeugung Abschied, eben rief die elektrische Schelle im Foyer die Theaterbesucher auf ihre Plätze zurück.

Als Eugen seinen Platz wieder eingenommen hatte, machte er Stephanie leise auf den Fremden aufmerksam, der jetzt scheinbar gleichgültig auf sie hinunterschaute.

„Er stellte sich mir als Doktor Wurzel vor", flüsterte er, aber die Veränderung, die dieser Name in dem Aus-

druck ihres Gesichts hervorrief, erschreckte ihn so sehr, daß er sie betroffen anblickte.

Sie nahm das Opernglas und sah hinauf, Eugen glaubte in den Zügen des Doktors ein höhnisches Lächeln zu merken.

„Weckt der Anblick dieses Herrn unangenehme Erinnerungen in Ihnen?“ fragte er.

Sie schüttelte schweigend das Haupt, offenbar wollte sie einer bestimmten Antwort ausweichen, aber der scharfe Zug um ihre Mundwinkel und ihr ernster, finsterer Blick verriethen deutlich, daß die Vermuthung Eugen's begründet war.

Mehrmals blickte Stephanie verstohlen hinauf, die Anwesenheit jenes Mannes schien sie mehr und mehr zu beunruhigen.

„Was sagte er Ihnen?“ fragte sie endlich, und ihr Blick ruhte jetzt durchdringend auf ihm.

„Nichts weiter, als daß er Sie früher kennen gelernt habe, dann erkundigte er sich nach Ihrem Namen, den er vergessen hatte, und nach Ihrer Wohnung. Wenn sein Besuch Ihnen unangenehm ist —“

„Weder angenehm, noch unangenehm“, unterbrach sie ihn, „der Herr ist mir sehr gleichgültig.“

Der Vorhang fiel in diesem Augenblick; Stephanie wandte sich zu ihrem Bruder und flüsterte ihm einige Worte zu, dann reichte sie ihm ihr Opernglas, und er blickte nun ebenfalls zur zweiten Rangloge hinauf.

Eugen beobachtete die Geschwister, Baron Gabor warf seiner Schwester einen halb warnenden, halb beruhigenden Blick zu, dann zuckte er geringschätzend die Achseln.

„Er will uns besuchen!" sagte sie.

„Ich habe nichts dagegen", erwiderte er gelassen, „einem alten Bekannten sieht man gerne einmal wieder."

„Ich fürchte nur, daß er uns lästig fallen wird, solche Bekannte machen gerne Rechte geltend, die ihnen nicht eingeräumt worden sind."

„Es giebt Mittel genug, sich dagegen zu schützen", antwortete er mit einem abermaligen Achselzucken, „übrigens theile ich Deine Besorgniß nicht."

Ein verstohlener Wink schien ihr zu befehlen, das Thema fallen zu lassen, sie wandte sich jetzt zu Friedrich und plauderte so heiter und liebenswürdig mit ihm, daß die dunklen Schatten bald von seiner Stirne schwanden.

Eugen gönnte dem Nebenbuhler diese Freude, war er doch selbst seines Sieges gewiß, nur wenige Tage

noch trennten ihn von seinem Glück, dann nannte er dieses herrliche, entzückende Meisterwerk der Schöpfung sein eigen.

So sehr war er davon überzeugt, daß er keine Regung der Eifersucht mehr fühlte, mochten die bezaubernden Blicke und das liebreizende Lächeln nur dem Nebenbuhler gelten, er triumphirte ja doch über ihn, und die Stunde, in der dies geschah, entschädigte ihn tausendfach für diese kleine Zurücksetzung.

Ueberdies waren auch seine Gedanken jetzt zu sehr mit dem Doktor Wurzel beschäftigt, als daß er auf jedes Wort, jeden Blick hätte achten können. Die Befürchtung, die Stephanie ausgesprochen hatte, verrieth ihm, daß diese Begegnung sie beunruhigte, an den Anblick dieses Mannes mußten sich für sie peinliche Erinnerungen knüpfen.

In welchen Beziehungen hatte der Doktor früher zu ihr gestanden? Wollte er jetzt sich ihr wieder aufdrängen? Sie hatte von Rechten gesprochen, die er geltend machen könne, welcher Art waren dieselben?

Hatte er früher um sie geworben und einen Korb erhalten? Fürchtete sie, daß er nun Rache dafür nehmen könne?

Eugen richtete wieder das Glas auf den Fremden, er fand in den unschönen Zügen eine solche Fülle von Hohn und Bosheit, daß er erschrak.

Daß dieser Herr im Hause der Tante Hulda wohnte, wußte er noch nicht, er hatte die Tante nicht mehr besucht, seitdem ihm das Kapital von ihr übergeben worden war. Er wollte sich morgen nach ihm erkundigen, seine Wohnung erforschen und ihn beobachten lassen, er war entschlossen, ihm energisch entgegenzutreten, sobald er erkannte, daß Stephanie Ursache hatte, diesen Mann zu fürchten.

Mit diesen Gedanken war er noch immer beschäftigt, als der Vorhang zum letzten Mal fiel und der Beifallssturm ihn aus seinem Brüten weckte.

„Woran denken Sie, Herr Doktor?“ fragte Stephanie mit ihrem gewohnten, berückenden Lächeln.

„An Sie!“ flüsterte er mit einem heißen Blick. „Wie wäre es anders möglich!“

Sie schlug ihn leicht mit dem Fächer auf den Arm und erhob sich, um den beiden Herren zu folgen, die bereits hinausgingen.

„Ich vermuthe, es sind finstere Gedanken“, sagte sie leise, „Sie müssen ihnen gebieten, ich verlange es von Ihnen!“

Er verneigte sich schweigend, draußen bot ihr Bruder ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen.

Es währte eine geraume Weile, ehe der Wagen vorgefahren und Stephanie eingestiegen war, sie nickte den Herren mit ihrem bezaubernden Lächeln noch einmal zu, dann rollte der Wagen von dannen.

„Und nun zum Schwan, meine Herren!" sagte der Baron, indem er seinen Paletot zuknöpfte und den Hut fester auf den Kopf drückte, „mich verlangt jetzt nach leiblichen Genüssen."

„Ich hätte Baronesse Stephanie gerne vorgeschlagen, uns zu begleiten", bemerkte Friedrich, als sie ihren Weg antraten, „aber ich wußte nicht, ob ich es wagen durfte."

„Eine Dame in's Wirthshaus mitzunehmen, finde ich unpassend;" warf Eugen ein.

„Sie werden ein Hotel nicht ein Wirthshaus nennen wollen?" erwiderte Friedrich unwirsch.

„Gleichviel, die Gesellschaft, die im Schwan zusammenkommt, ist nicht geeignet, eine Dame aufzunehmen", sagte Eugen, „ich glaube, Sie werden das zugeben müssen."

Bedingungslos!" erwiderte Baron Gabor, indem er seinen Arm in den Friedrich's schob. „Ich werde demnächst eine Festlichkeit in meiner Wohnung geben, und ich sage Ihnen offenherzig, daß ich dazu nicht alle Herren

einlade, mit denen ich im Schwan verkehre. Und nun noch Eins! Wir werden heute Abend und vielleicht auch die folgenden Tage auf unser gewohntes Spiel verzichten müssen, der Hotelbesitzer hat mich gewarnt. Er behauptet, wir müßten einen Verräther in unserer Mitte haben, der die Polizei auf uns aufmerksam gemacht hat. Hegen Sie vielleicht Verdacht gegen eine bestimmte Person?"

„Ich wüßte nicht, wer dieser Schurke sein könnte!" erwiderte Eugen entrüstet, und auch Friedrich gab eine verneinende Antwort.

„Ich hoffe, daß ich ihn entdecken werde", fuhr Gabor fort, „dann mag er sich auf einen Denkzettel gefaßt machen, den er sein ganzes Leben lang nicht vergessen soll! Wem unsere Passionen nicht gefallen, der mag fortbleiben, ich habe nichts dagegen, aber uns die Polizei auf den Leib zu hetzen, das ist in der That eine Schurkerei, die eine exemplarische Bestrafung verdient. Wir müssen uns also darauf gefaßt machen, im Schwan einem Gesicht zu begegnen, das uns nicht gefällt, lassen Sie sich nichts merken, meine Herren, nach dem Souper gehen wir in den Spielsalon und spielen Skat oder Whist, dann wird der etwa anwesende Spion erkennen, daß die Polizei durch eine falsche Denunziation getäuscht worden ist."

„Immerhin ist es eine unangenehme Situation für uns", sagte Friedrich ärgerlich.

„Die schuldige Revanche gebe ich Ihnen mit der größten Bereitwilligkeit in meiner Wohnung", erwiderte der Ungar.

„Daran dachte ich nicht, mich genirt nur der Spion! Es kann Keinem von uns angenehm sein, wenn er mit dem Gesetz in Konflikt kommt und sein Name öffentlich genannt wird —"

„Ah, bah, es ist nichts Unehrenhaftes", spottete Baron Gabor. „Oder fürchten Sie die Vorwürfe Ihrer Familie?"

„Ich fürchte sie nicht, will sie aber auch nicht herausfordern!"

„Eben deshalb treffen wir ja unsere Vorsichtsmaßregeln."

„Täuschen Sie sich nicht über unsere Polizei," warnte Eugen, „wenn sie einmal Verdacht geschöpft hat, hält sie zähe fest, bis sie volle Gewißheit hat. Wäre es nicht besser, wir wählten ein anderes Lokal?"

„Das habe ich auch gesagt, aber unser Wirth erwiderte mir, die Polizei würde uns auch dahin folgen, sie würde in diesem Wechsel ihren Verdacht nur bestätigt finden. Am sichersten wäre es, wenn wir in meiner Wohnung

zusammenkämen, ich will es mir überlegen und sehen, ob ich mich danach einrichten kann. Wenn uns die Spione auf der Ferse bleiben, so werden wir den Schwan verlassen müssen, das bedarf keiner Frage, in mein Haus dürfen sie nicht kommen."

Sie hatten das Hotel erreicht, im hell erleuchteten Speisesaal erwartete sie bereits die gewohnte Abendgesellschaft.

Es waren noch andere Gäste da, und unter diesen auch Bernhard Stillberg, der an einem kleinen Tischchen allein saß und sich mit einer Zeitung beschäftigte.

Beim Eintritt Eugen's erhob er sich und ging ihm entgegen.

„Ich war mehrmals in Ihrer Wohnung, traf Sie aber nicht zu Hause", sagte er, „ich erfuhr, daß Sie jeden Abend hieher kommen —"

„Und was wünschen Sie von mir?" unterbrach Eugen ihn ungeduldig.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick bei mir Platz nehmen?"

Eugen folgte ihm zu dem kleinen Tische und ließ sich nieder, dann forderte er von dem Kellner, der bereits neben ihm stand, die Speisekarte.

„Ich erfahre erst jetzt, daß Sie es gewesen sind, der meinen Bruder im Gefängniß beköstigt hat", nahm Bernhard wieder das Wort, als Eugen dem Kellner seine Befehle ertheilt und dieser sich entfernt hatte, „dafür danke ich Ihnen von ganzem Herzen. Ich weiß nicht, was Sie dazu bewogen hat —"

„Sagte ich Ihnen nicht früher schon, daß ich der Freund Ihres Bruders sei?" unterbrach Eugen ihn mit einem forschenden Blick, in dem ein leises Mißtrauen sich spiegelte. „Mein Onkel, der als Arzt den Gefangenen besuchte, sagte mir, Ihr Bruder könne die schwere Gefängnißkost nicht verdauen, habe aber nicht die Mittel, sich selbst zu beköstigen, da war ich sofort entschlossen, für den Freund das kleine Opfer zu bringen, und dies um so mehr, weil ich damals noch an seine Schuldlosigkeit glaubte."

„Sie glauben jetzt nicht mehr daran?"

„Nein, sein Selbstmord muß jeden Zweifel beseitigen!"

„Ich hege diese Zweifel noch immer," erwiderte Bernhard, „aber ich streite mit Niemand mehr darüber, denn ich weiß nur zu wohl, daß ich nicht Recht erhalte. Mein Bruder hätte damals sich an mich wenden müssen, ich begreife nicht, daß er es nicht gethan hat —"

„Ich kenne die Gründe, Sie sollten Ihre Ersparnisse nicht angreifen."

„Er war immer schüchtern und bescheiden, und nun hat er dennoch mir eine Schuld aufgeladen, die mich drückt. Sie müssen mich davon befreien, indem Sie mir gestatten, Ihre Auslagen zurückzuvergüten."

„Reden wir doch nicht von dieser Kleinigkeit!" sagte Eugen, der den Kneifer auf die Nase gesetzt hatte und nun sein Glas erhob, um mit prüfendem Blick den funkelnden Wein zu betrachten. „Das Bewußtsein, ein gutes Werk gethan, die Pflichten der Freundschaft erfüllt zu haben —"

„Dieses Bewußtsein bleibt Ihnen immerhin, Herr Doktor", fuhr Bernhard fort. „Bitte, wie groß ist der Betrag?"

„Ich weiß es wirklich nicht."

„Sie haben nicht nur das Mittag- und Abendessen bezahlt, sondern auch Wein für ihn gekauft."

„Woher wissen Sie das Alles?" fragte Eugen überrascht.

„Ich war im goldnen Mond, um dort die Schuld zu entrichten —"

„Und da nannte man Ihnen meinen Namen?"

„Nein, ich errieth ihn, als der Wirth von dem Neffen des Gefängnißarztes sprach und Ihre Person beschrieb.

Ich bitte nochmals, Herr Doktor, meine Bitte zu erfüllen."

„Nun, wenn Sie nicht anders wollen, die Rechnung ist rasch gemacht, dem Wirth zahlte ich für zwölf Tage dreißig Mark und der Wein kostete achtzehn Mark."

„In Summa also achtundvierzig", erwiderte Bernhard, seine Börse aus der Tasche holend. „Der Wirth erklärte mir, es sei zu viel gezahlt worden, ich werde es mir herausgeben lassen, denn ich sehe nicht ein, daß diesem Manne etwas geschenkt werden soll."

„Daran dachte ich noch nicht", sagte Eugen, indem er das Geld in Empfang nahm; „aber Sie haben Recht, für zwölf Tage ist gezahlt worden, was nicht verbraucht wurde, muß zurückgegeben werden."

„Um es fordern zu können, bedarf ich einer kleinen Quittung von Ihnen, mit der ich dem Wirth beweisen kann, daß er nun nicht mehr Ihr Schuldner, sondern der meinige ist."

„Es muß auch noch Wein vorhanden sein", warf Eugen gleichgültig ein, während er einige Zeilen in das Notizbuch schrieb und das Blatt herausriß, „vorzüglicher Bordeaux, Herr Stillberg —"

„So werde ich auch diesen reklamiren", nickte Bernhard, der inzwischen den Rest aus der Flasche in sein

Glas gegossen und dieses ausgetrunken hatte. „Und nun nochmals meinen Dank, ich würde Ihrem Herrn Vater das Geld ersetzt haben, wenn er die Anklage gegen meinen Bruder zurückgenommen hätte, die ich auch heute noch ungerecht halte, unter den obwaltenden Umständen aber fühle ich mich nicht dazu verpflichtet."

Er las die Quittung und legte sie in sein Portefeuille, dann nahm er Abschied, und er hatte den Saal noch nicht verlassen, als der Baron Gabor sich zu Eugen setzte, dem der Kellner jetzt das Abendessen servirte.

„Den Herrn habe ich vor einigen Tagen bei dem Schneider Randolf gesehen", sagte er.

„Wohl möglich", erwiderte Eugen gelassen, „sein Bruder war mit Fräulein Randolf verlobt."

„So, so, sein Bruder war der Provisor, der sich in der Untersuchungshaft vergiftet hat?" fragte der Baron, dessen stechender Blick die geheimsten Gedanken Eugen's erforschen zu wollen schien. „Eine seltsame Geschichte, finden Sie das nicht auch?"

„Keineswegs", antwortete Eugen, während er die Serviette unter dem Kinn befestigte und dem Blick des Barons mit ernster Ruhe begegnete. „Der Provisor erkannte, daß ihn sein Leugnen nicht retten konnte, da

zog er den Tod der entehrenden Strafe vor. Darin finde ich nichts Seltsames, solche Fälle kommen häufig vor."

„Es wird behauptet, der Provisor sei nicht schuldig gewesen?"

„Behaupten kann man Vieles, aber wenn der Beweis fehlt, haben Behauptungen keinen Werth."

„Das Geld ist nicht wiedergefunden worden?"

„Nein, wohl aber hat man bei dem Bruder des Provisors eine namhafte Geldsumme gefunden. Nun könnte man auch behaupten, dies sei das entwendete Geld, aber ich werde mich hüten, es auszusprechen." Der Baron drehte an den Enden seines Schnurrbarts und sah seinem Freunde zu, der ein gebratenes Feldhuhn mit vielem Geschick zerlegte.

„Daß ein Gefangener sich mit seiner Halsbinde erdrosselt hat, ist schon oft vorgekommen," sagte er, „aber Gift —"

„Lieber Himmel, interessirt Sie dieser Fall so ungemein?" fiel Eugen ihm spöttisch in's Wort. „Nichts ist ja leichter zu erklären! Das Gift hat er im Futter seines Rockes in das Gefängniß mitgenommen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, was kann man darin seltsam und befremdlich finden?"

„Im Grunde genommen nichts," erwiderte der Baron. „Der Schneider Randolf ist wohl ein sehr reicher Mann?"

„Haben Sie es auf seine schöne Tochter abgesehen? Sie sprachen schon einmal davon —"

„Ich leugne nicht, daß ich das Mädchen gerne mein nennen möchte, aber die Mesalliance wäre doch zu gewaltig", spottete Gabor, in dessen Augen die Gluthen der Sinnlichkeit jäh aufloderten. „Ein ungarischer Magnat und eine Schneiderstochter — bah, es wäre zu lächerlich!"

„Es sind schon andere Ehen geschlossen worden."

„Ich beneide die Glücklichen nicht", sagte der Baron achselzuckend. „Die schöne Tochter Randolf's könnte mich allerdings zu einer Thorheit verleiten — je nun, wir werden sehen, ich habe auch kein Fischblut in den Adern. Die Luft hier scheint bis jetzt noch rein zu sein, aber wir dürfen dennoch nicht wagen, heute Abend eine Bank aufzulegen —"

„Ich würde mich auch nicht daran betheiligen, denn ich bin heute nicht in der richtigen Stimmung", erwiderte Eugen.

Baron Gabor lächelte sarkastisch, der Kellner brachte jetzt auch ihm das Abendessen.

„Hat Stephanie Ihnen die gute Laune verdorben", fragte er.

„O nein, im Gegentheil. Aber der Doktor Wurzel hat mich geärgert, er starrte immer in unsre Loge hinein."

„Sind Sie auf ihn eifersüchtig?"

„Das gerade nicht, aber ich frage mich —"

„Was ihn dazu berechtigte? Nichts, bester Freund. Er war in Wien häufig in unserer Gesellschaft, aber so nahe wie Sie ist er meiner Schwester nicht gekommen."

„Dennoch sprach Baronesse Stephanie die Befürchtung aus, daß er ihr lästig fallen könne."

„Wahrscheinlich deshalb, weil es ihm nie gelungen ist, sich ihre Zuneigung zu erwerben. Sie werden in ihm einen angenehmen Gesellschafter kennen lernen, wenn auch der erste Eindruck, den er auf Sie gemacht hat, kein günstiger gewesen ist."

Eugen schwieg, die Worte des Barons haben ihn nicht beruhigt, er mochte aber jetzt nicht weiter forschen, er war ja noch nicht berechtigt, in die früheren Verhältnisse des ungarischen Geschwisterpaares einzudringen und sich zum Beschützer Stephaniens aufzuwerfen.

Baron Gaber hatte seine Mahlzeit bald beendet, er forderte den Freund auf, mit ihm in den Spielsalon

einzutreten; Eugen lehnte ab und verließ bald darauf das Hotel, er fühlte sich wirklich müde und abgespannt, die vielen Aufregungen an diesem Abend waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen, er sehnte sich danach, daheim in seinem Zimmer mit seinen Gedanken allein zu sein.

Drittes Kapitel.

Als Eugen am nächsten Morgen die Treppe hinunterging, um sich zum Frühstück ins Wohnzimmer zu begeben, schallte ihm von unten lautes Rufen und Schelten entgegen, daß sich mit der Ruhe und Stille des Sonntags schlecht vereinigen ließ.

Deutlich hörte er die zornige Stimme seines Vaters, mit lautem Dröhnen flog eine Thüre ins Schloß, es mußte etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, daß seine Mutter diesen Lärm duldete.

Im Wohnzimmer fand er die Mutter auf ihrem gewohnten Sitz vor dem Frühstückstisch, der Vater wanderte mit großen Schritten auf und nieder, wie ein gereiztes Raubthier in seinem Zwinger.

„Tritt nur ein!“ sagte die Mutter mit einem spöttischen Lächeln, als Eugen zögernd in der offenen Thür stehen blieb. „Es ist wieder einmal ein Sturm im Glase Wasser wegen der leidigen Vogelliebhaberei.“

„Wenn ich wüßte, wer mir das angethan hat!“ rief der Apotheker in heller Wuth. „Wer es auch gewesen sein mag, sein ganzes Leben lang sollte er es bereuen!“

Eugen klemmte das Lorgnon auf die Nase und sah die Mutter fragend an, er glaubte in ihren Zügen den Ausdruck einer etwas boshaften Schadenfreude zu entdecken.

„Viel Lärm um nichts!“ spottete sie. „Die Katze hat in der vergangenen Nacht einen Besuch in der Vogelstube gemacht!“

„Und das nennst Du nichts?“ brauste ihr Mann auf, dessen lange hagere Gestalt ruhelos durch das Zimmer schwankte. „Wer hat das Raubthier eingelassen? Wer ersetzt mir den Schaden? Es ist gerade zum Verrücktwerden!“

„Versündige Dich nicht, Paul!“ warnte sie. „Wer wird sein Herz an unvernünftige Thiere hängen? Wie die Katze ins Zimmer gekommen ist, wird Dir Niemand sagen können. Wahrscheinlich über's Dach, es giebt eine Menge Katzen in der Nachbarschaft —“

„Ich werde sie alle vergiften!“

„Wie Du das anfangen willst, weiß ich nicht, aber es könnte Dir viel Geld und Aerger kosten, denn der Verdacht würde gleich auf Dich fallen, und Du müßtest den Schaden ersetzen! Die Vögel würden dadurch auch nicht wieder lebendig werden —“

„Nein, aber ich werde neue kaufen!“ fiel er ihr unwirsch ins Wort, während er sein Taschentuch hervorholte, um sein kahles Haupt abzureiben, auf dem der Schweiß in hellen Tropfen perlte.

Eugen hatte sich am Tische niedergelassen, die Mutter bediente ihn und wechselte einen verständnißvollen Blick mit ihm.

„Das wirst Du nicht thun!“ sagte sie, und ihre Stimme klang jetzt wieder scharf und schneidend. „Ich will endlich wieder Ordnung und Reinlichkeit im Hause haben, die Stube droben wird gereinigt und in Stand gesetzt, ich kann sie als Bügelzimmer verwenden. Ich meine, wir hätten durch diese dumme Liebhaberei Aerger genug gehabt —“

„Du nicht, ich allein!“ rief er in leidenschaftlicher Erregung. „Und ich lasse mir diese unschuldige Liebhaberei nicht nehmen!“

„Denk' an den Provisor Stillberg, den haben Deine Vögel auch auf dem Gewissen!"

Er war stehen geblieben, das Zucken seiner Lippen und sein fieberglühender Blick bekundeten den Sturm, der in seinem Innern tobte.

„Unsinn!" erwiderte er.

„Das ist kein Unsinn, sondern die Wahrheit", fuhr sie fort. „Wenn Du ein ordnungsliebender Mann wärest und nicht immer an Deine Liebhaberei gedacht hättest, dann wüßtest Du, wo das Geld geblieben ist, ich glaub's heute noch nicht, daß Stillberg es gestohlen hat. Jetzt mach' der Narrethei ein Ende und setz' Dich an den Tisch, die Mägde in der Küche und die Gehülfen in der Offizin lachen über Deine Wuth, und zudem ist heute Sonntag, am Tage des Herrn soll man sich ruhig verhalten. Tante Hulda war gestern Abend hier, Eugen —"

„Hat sie vielleicht ihre Katzen mitgebracht?" brauste der Apotheker wieder auf.

„Dummes Zeug, Katzen sind keine Thiere, die man auf einem Spaziergang mitnimmt. Sie hat Dich auf heute Mittag eingeladen, Eugen, Du wirst das nicht ablehnen dürfen, einer Erbtante muß man nach den Augen sehn."

„Angenehm ist es mir nicht“, erwiderte Eugen, über dessen Gesicht ein Schatten des Unmuths glitt. „Es giebt in der Regel schmale Kost bei ihr, und ihr Tischwein ist ungenießbar. Aber ich will hingehen, weil Du es wünschest.“

Sie nickte befriedigt und schob ihrem Manne, der nun auch am Tische Platz genommen hatte, die volle Kaffeetasse hin.

Der Apotheker aß und trank hastig, dann und wann entfuhr eine halblaute Verwünschung seinen Lippen, und als er mit seinem Frühstück fertig war, erklärte er mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch dulden zu wollen schien, daß er heute noch auf den Vogelhandel ausgehen werde.

„Wenn unser häuslicher Friede Dir lieb ist, wirst Du es nicht thun“, sagte seine Frau mit derselben Bestimmtheit.

„Wir werden sehen!“ antwortete er, und mit diesem Entschluß schien seine Wuth sich allmählich zu besänftigen. „Gehst Du noch immer jeden Abend in den Schwan, Eugen?“

„Allerdings, Papa.“

„Es soll schlechte Gesellschaft dort sein!“

Eugen blickte befremdet auf.

„Wer hat Dir das gesagt?“ fragte er.

„Unser Polizeikommissar warnte mich gestern. Es ist ihm verrathen worden, daß im Schwan sehr hoch gespielt wird, Du thätest also besser, nicht mehr hinzugehen.“

„Was die Polizei nicht Alles wissen will!“ höhnte Eugen, nun auch zornig auffahrend. „Was geht sie die Gesellschaft im Schwan an? Wir sind dort ganz unter uns, Herren aus den besten Ständen, und wenn wir einmal ein Spielchen machen, so geschieht es nur zum Zeitvertreib, und die Sache ist sehr harmlos.“

„Ist es wirklich so, Eugen?“ fragte seine Mutter mit einem besorgten Blick.

„Nicht anders!“ fuhr er fort. „Was bei diesem Spiel gewonnen und verloren wird, ist nicht der Rede werth —“.

„Einerlei!“ unterbrach sein Vater ihn, „das Spiel weckt gefährliche Leidenschaften, die man schlummern lassen soll. Und wenn im Schwan eine Spielhölle ist, so darfst Du dieses Haus nicht mehr besuchen, es bringt Dich in Verruf!“

„Dafür, daß mein guter Ruf gewahrt bleibt, laß nur mich selbst sorgen,“ antwortete Eugen trotzig, „ich habe im Schwan noch keine Gefahr für mich entdeckt und ohne

triftige Gründe kann ich mit der Gesellschaft dort nicht brechen, wenn ich nicht ihren Spott herausfordern will."

„Natürlich nicht!" sagte seine Mutter mit einem herausfordernden Blick auf ihren Gatten. „Die Polizei macht immer aus der Mücke gleich einen Elephant, und Du glaubst Alles, was man Dir sagt. Eugen ist alt genug geworden, um selbst urtheilen zu können, laß' ihn getrost seinen Weg gehn."

„Du stehst immer auf seiner Seite," knurrte der Apotheker, „mein Rath wird nie gehört. Ich verabscheue das Hasardspiel. —"

„Ich ebenfalls!" unterbrach Eugen ihn, der es aber doch rathsam fand, bei dieser Lüge das Gesicht abzuwenden und sich mit seinem Kneifer zu beschäftigen, dessen Gläser er emsig abrieb. „Mir ist das Geld zu schade, als daß ich es dafür vergeuden sollte. Was wir im Schwan spielen, kann kein verständiger Mensch Hasard nennen, und ein bischen Aufregung nach des Tages Last und Mühen hat auch noch Niemand geschadet."

„Das denke ich auch!" nickte die Mutter.

„Jawohl, nur dann nicht, wenn es sich um meine Liebhabereien handelt!" brummte der Apotheker, „der Herr Sohn kann thun und lassen, was ihm beliebt, wenn auch im Hintergrunde der Bettelsack lauert."

„Ein großes Wort gelassen ausgesprochen!“ spottete Eugen, der zornglühenden Mutter einen beruhigenden Blick zuwerfend; „der Bettelsack darf Dir keine Angst einflößen, Mama, ich kann nichts davon entdecken und bin auch der Mann dazu, ihn fern zu halten. Der Polizeikommissar mag getrost seine Spürnase in den Schwan hineinstecken, er wird dort nur sich lächerlich machen.“

Der Apotheker schien durch diese, in einem sehr zuversichtlichen Tone gegebene Antwort beruhigt zu sein, er ließ das Thema fallen und ersuchte seinen Sohn, ihn zu begleiten.

„Ich muß wissen, wie die Katze in die Vogelstube gekommen ist,“ sagte er, als sie die Treppen hinaufstiegen, „Thür' und Fenster waren geschlossen und ich habe auch kein Loch im Dach entdecken können. Denke nur, dreiundsechzig der schönsten und seltensten Vögel, alle todt, es ist ein Jammer. Wenn ich die Katze hätte!“

„Dann müßte sie freilich ihr Leben lassen!“ erwiderte Eugen.

„Aber stückweise!“ fuhr der hagere Mann fort, aus dessen Augen Mordlust blitzte. „Und ihr Eigenthümer sollte mir noch dazu für den Schaden aufkommen!“

Die Vogelstube lag oben unter dem Dach, mit einem schweren Seufzer öffnete der Apotheker die Thüre.

Thränen traten ihm in die Augen, als sein Blick auf die buntgefiederten Lieblinge fiel, die todt und zerzaust auf dem Boden lagen.

„Ich hab' eine Ahnung, als ob die Mutter es gethan hätte"; sagte er leise mit zitternder Stimme, „sie ist den Thierchen nie grün gewesen und hat sich immer über sie beschwert."

„Ich glaub's nicht", suchte Eugen ihn zu besänftigen, obgleich er diese Vermuthung theilte, „das Fenster ist wahrscheinlich nicht fest geschlossen gewesen —"

„Das weiß ich besser, ich habe nie die nöthige Vorsicht außer Acht gelassen und jeden Abend vor dem Ausgehen selbst nachgesehen. Wäre Thüre oder Fenster offen oder ein Loch im Dach gewesen, so würden die Vögel fortgeflogen sein. Und das eben reizt meinen Aerger noch mehr, daß ich meinen Verdacht nicht einmal aussprechen darf. —"

„Um Gotteswillen, Papa!"

„Na, ja, ich weiß, welchen Skandal es im Hause geben würde, und deshalb muß ich schweigen. Aber ihren Willen soll sie doch nicht haben, von meiner Liebhaberei lasse ich nicht, und wenn sie sich auf den Kopf

stellt! Ich lasse ein Vorhängeschloß an der Thüre anbringen, den Schlüssel dazu werde ich stets in der Tasche behalten."

Während dieser Unterredung hatten die Beiden sich in dem geräumigen Zimmer forschend umgesehen, sie entdeckten keine Oeffnung, durch welche die Katze hereingekommen sein konnte; das Räthsel blieb ungelöst, wodurch der Verdacht des Apothekers nur noch mehr bestärkt wurde.

Eugen ließ endlich den Vater mit seinem Kummer und Aerger allein in der Vogelstube zurück, die Klagen und Zornausbrüche des alten Herrn wurden ihm langweilig, andere Dinge beschäftigten sein Denken, die ihm ungleich wichtiger schienen.

Kurz vor Mittag verließ er das Haus, der Vater war noch immer aufgeregt, die Mutter schweigsam und verstimmt, unter diesen Umständen nahm er gerne die Einladung der Tante an.

Die Warnung des Polizeikommissars ließ ihn doch nicht so gleichgültig, wie er seine Eltern glauben machen wollte.

Mochte seine Mutter auch jetzt noch auf seiner Seite stehen, wenn sie erfuhr, wie viel er schon im Hazardspiel verloren hatte, dann durfte er auf ihren Beistand nicht mehr rechnen.

Das Kapital, das er von der leichtgläubigen Tante erhalten hatte, war schon bedeutend zusammengeschmolzen, er dachte ernstlich darüber nach, ob er nicht besser that, wenn er sich ganz vom Spiel zurückzog.

Aber das konnte er aus verschiedenen Gründen nicht. Die Leidenschaft des Hazardspielers beherrschte ihn, er hoffte zuversichtlich, das Verlorene wieder zu gewinnen, sobald diese Hoffnung in Erfüllung gegangen war, wollte er dem grünen Tisch fern bleiben.

Sodann fürchtete er den Spott Gabor's, ihm gegenüber mußte er die Rolle des reichen Mannes weiterspielen, wenn er nicht auf die Hand Stephanie's verzichten wollte.

Er war jetzt allein der Bevorzugte, sein köstliches Geschenk hatte den beabsichtigten Eindruck gemacht, in einigen Tagen mußte Stephanie ihre Entscheidung treffen, die ihn unzweifelhaft zum Glücklichsten der Sterblichen machte!

War er mit der reichen Baronesse verlobt, dann fand er überall Kredit und nach der Hochzeit konnte er mit dem großen Vermögen seiner Gattin alle Schulden tilgen, auch der Tante das Darlehn zurückgeben.

Aber wenn auch der kühle, berechnende Verstand die triftigsten Gründe geltend gemacht hätte, die verzehrende

Gluth, die bei jedem Gedanken an Stephanie jäh aufloderte, würde siegreich sie alle beseitigt haben.

Und der Erreichung seines Zieles war er ja nun seit dem gestrigen Abend sicher!

Mit dieser Gewißheit, die alle Wolken von seiner Stirne wieder verscheuchte, trat er in das Haus seiner Tante.

Sie erwartete ihn bereits, er war überrascht, als er ihre auffallend jugendliche Toilette sah.

„Ich muß Dich also einladen, wenn ich Dich wiedersehen will!“ klagte sie, nachdem er Platz genommen hatte, „Dein Versprechen, recht häufig kommen zu wollen, scheinst Du schon vergessen zu haben“.

„Du thust mir Unrecht,“ erwiderte er, den altmodischen Schmuck betrachtend, den sie heute trug, „ich wäre jedenfalls heute gekommen, an Wochentagen habe ich wirklich keine Zeit.“

„Du bist jetzt Associé?“

„Ja, aber Du weißt ja, es soll nicht davon geredet werden!“

„Ich werde schweigen“, sagte sie mit ihrer müden Stimme, während ihre Hand liebkosend über das Fell der Katze strich, die sich an sie schmiegte,“ aber den Gesellschaftsvertrag möchte ich einmal lesen. Oder ist er noch nicht unterschrieben?“

„Natürlich!“ nickte er, „ich bringe ihn nächstens mit, Du wirst Dich dann überzeugen, daß ich Dir die Begründung meines Glückes verdanke.“

Sein Blick ruhte bei den letzten Worten auf dem mit Krystall und Silbergeschirr reich gedeckten Tisch, es befremdete ihn, drei Couverts auf demselben zu finden.

„Wenn nur das Kapital, das Du eingelegt hast, sicher gestellt ist!“ sagte sie mit einer Anwandlung von plötzlichem Mißtrauen; „es muß hypothekarisch auf die Fabrik eingetragen werden. —“

„Sei ohne Sorge, es kann niemals verloren gehen! Wird Onkel Hugo mit uns speisen?“

„Nein“, antwortete sie, und in ihrem noch immer hübschen Gesicht, das sich plötzlich dunkler färbte, zeigte sich ein Zug von Verlegenheit, ich habe den Herrn eingeladen, der seit einigen Tagen bei mir wohnt, Du sollst ihn kennen lernen. Er ist auch Doktor, aber Jurist, ein sehr liebenswürdiger, ruhiger und bescheidener Mann, ich hätte keinen besseren Miether finden können.“

„Das ist mir ja Alles völlig neu!“ rief Eugen im höchsten Grade überrascht. „Du hast in Deinem Hause eine Wohnung an einen Herrn vermiethet? Aber weshalb? Das hattest Du doch nicht nöthig!“

„Nein, nöthig hatte ich es nicht“, erwiderte sie, seinem forschenden Blick ausweichend, „aber ich fühlte mich hier so einsam, und die Zimmer da oben benutzte ich nie.“

„Wie heißt der Herr?“

„Doktor Wurzel —.“

„Den kenne ich schon, ein Herr mit struppigem Haar und einem pockennarbigen Gesicht, nicht wahr?“

„Schön ist er freilich nicht, aber das kann auch nicht jeder sein, Du wirst indessen seine guten Eigenschaften zugeben müssen.“

„So weit kenne ich ihn noch nicht“, entgegnete Eugen, „ich begegnete ihm gestern Abend flüchtig im Theater, er stellte sich mir vor, daher weiß ich seinen Namen.“

„Er ist von Wien hierher gekommen“, fuhr Tante Hulda mit einem verstohlenen Blick in den Spiegel fort, „da er von seinen Renten lebt, muß er ein reicher Mann sein.“

„Er kann ebensowohl ein Schwindler sein!“ warf Eugen ein, der sich mehr und mehr beunruhigt fühlte, „den Leuten, die von draußen hereingeschneit kommen, darf man nicht sogleich volles Vertrauen schenken.“

„Wie kannst Du nur so rasch urtheilen?“ zürnte sie, ihm einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Ich kenne den Herrn Doktor besser und glaube einen Schwindler

von einem ehrenhaften Manne unterscheiden zu können. Von draußen hereingeschneit? Lieber Gott, wie viele reiche und vornehme Leute wohnen hier, die nicht hier geboren sind! Und der Herr Doktor muß hier sehr vornehme Bekanntschaft haben, er ging heute Morgen in Frack und weißer Binde aus, um Besuche zu machen, er sprach von einem ungarischen Baron, der ihn erwarte."

„Baron Gabor, ich weiß das schon!" nickte Eugen, dessen Stirne sich wieder finster umwölkt hatte. „Hat er Dir nichts weiter berichtet?" „Nichts von seiner Vergangenheit, dem Zweck seiner Hierherkunft oder seinen Plänen?"

„Nein, wozu auch? Das Alles geht mich ja nichts an, und ich falle Niemandem mit Fragen lästig. Da kommt er!"

Die Hausthür war geöffnet und wieder geschlossen worden, einige Minuten später trat der Doktor Wurzel ein, und in dem tadellosen Salonanzuge machte er heute mit seinem weltmännischen Auftreten einen bedeutend günstigeren Eindruck auf Eugen, als gestern.

Er stutzte beim Anblick Eugens, aber als Tante Hulda ihren Neffen ihm vorstellte, bot er ihm sofort mit einem unbefangenen und gewinnenden Lächeln die Hand.

„Ich hatte gestern schon die Ehre", sagte er, „ich hoffe, wir werden einander näher kennen lernen und gute Freunde werden, zumal wir in Baron Gabor einen gemeinschaftlichen Freund besitzen."

„Sie haben ihn besucht?" fragte Eugen.

„Ich komme direkt von seinem Hause, hatte auch das Vergnügen, dort den Herrn Baron Steinberg kennen zu lernen."

„Und wie nahm die Baronesse Sie auf?"

„Je nun, sie war entzückt, mich wiederzusehen", scherzte der Doktor, „aber ich kenne ihre stolze, kalte Natur von früher, auf schöne Worte gebe ich nicht viel. Ihr Bruder ist mir sympathischer, ich habe ihn stets nobel und charakterfest gefunden, ein Aristokrat durch und durch. Aber wir wollen Ihre Frau Tante nicht mit Gesprächen langweilen, die kein Interesse für sie haben können", fuhr er fort, indem er den Stuhl, den sie ihm anbot, mit einer leichten Verneigung annahm, „wir finden wohl später Gelegenheit, darüber weiter zu reden."

Lisette brachte die Suppe, Doktor Wurzel schlug nun ein anderes Thema an. Er sprach von Wien, schilderte das Leben dort und berichtete interessante Erlebnisse, und er wußte so liebenswürdig zu plaudern, daß die Zeit im Fluge verstrich.

Auf den Baron Gabor und seine früheren Beziehungen zu ihm kam er nicht zurück, er bot Eugen auch keine Veranlassung, eine darauf hinzielende Frage an ihn zu richten, gleichwohl ließ er ihn an dem Gespräch regen Antheil nehmen, während Tante Hulda schweigend, aber mit sichtbarem Interesse zuhörte.

Die Speisen waren diesmal besser zubereitet und reichhaltiger, als es sonst der Fall zu sein pflegte, wenn Eugen allein bei der Tante speiste, auch hatte sie diesmal einen trinkbaren Wein vorsetzen lassen, der indeß dem Doktor nicht besonders zu munden schien, denn er nippte nur an seinem Glase, was Tante Hulda als einen Beweis seiner Nüchternheit betrachtete.

Es gab heute sogar Dessert, Aepfel, Birnen und einige Törtchen, Doktor Wurzel hatte sich bewegen lassen, ein Törtchen zu verzehren, obgleich er kein Freund von Süßigkeiten war, er trank nun sein Glas aus und legte die Hand darauf, zum Zeichen, daß er vollständig befriedigt war.

„Wir wollen nun die gnädige Frau ihrer Siesta überlassen und in meinem Zimmer eine Cigarre rauchen," wandte er sich zu Eugen, „sind Sie damit einverstanden?"

„Sehr gerne!"

„Die Herren dürfen auch hier rauchen," sagte Tante Hulda, „ich werde sogleich für Kaffe sorgen lassen."

„Nicht doch!" unterbrach der Doktor sie mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, „es wäre eine Ungezogenheit, wenn ein Herr in den Zimmern einer Dame rauchen wollte. Wir kommen in einem Stündchen wieder herunter, und wenn Sie dann Ihrer Güte die Krone aufsetzen und uns den braunen Trank der Levante kredenzen wollen, so werde ich Ihnen dankbar die Hand küssen! Kommen Sie, Herr Doktor, wir müssen uns näher miteinander befreunden."

Eugen folgte ihm die Treppe hinauf, und das Erste, was der Doktor Wurzel that, als er sich in seinem Zimmer befand, war, daß er eine Flasche und zwei Gläser aus dem Schrank holte und auf den Tisch stellte.

„Auf die Küche verstehen die Frauen sich vortrefflich, nicht aber auf den Wein," sagte er mit einem schlauen Blinzeln, „ich liebe zum Nachtisch eine feurige Sorte und ich glaube, Sie werden diesen alten Bordeaux auch nicht verschmähen."

Er hatte die Gläser gefüllt, Eugen zögerte nicht lange, er nahm sein Glas und prüfte den roth funkelnden Inhalt mit Nase und Zunge, dann trank er mit sichtbarem Behagen.

„Sind Sie schon lange mit dem Baron Gabor befreundet?“ fragte er. „Ich lernte ihn in Wien kennen,“ nickte der Doctor, „es ist schon einige Jahre her; damals verkehrte ich viel mit ihm, später trennten sich unsere Wege, bis ich gestern Abend ihn unvermuthet wiedersah. Seine Schwester kannte ich zuerst, ich konnte mich lange nicht auf den Namen besinnen, für solche Dinge habe ich ein merkwürdig schlechtes Gedächtniß.“

„Sie werden auch jetzt wieder mit dem Baron verkehren?“ forschte Eugen, indem er die Cigarre annahm, die der Doctor ihm anbot und dabei den Blick prüfend durch das Zimmer schweifen ließ.

„Das weiß ich noch nicht,“ lautete die ruhige Antwort. „Baron Gabor hat mich eingeladen, heute Abend in den Schwan zu kommen, ich werde auch hingehen, um zu sehen, wie die Gesellschaft mir gefällt. Spielt er noch immer?“

„Jeden Abend!“ erwiderte Eugen.

„Das ist nun einmal eine von seinen noblen Passionen! Je nun, er kann’s aushalten, er ist ja ein sehr reicher Mann, Anderen wird diese Leidenschaft aber sehr leicht gefährlich.“

„Mir nicht!“ spottete Eugen.

„Wenn Sie das mit Sicherheit wissen, will ich nicht dagegen streiten," antwortete der Doktor achselzuckend. „Vielleicht liegt für Sie die Gefahr auf einem anderen Felde?"

„Wollen Sie sich nicht näher erklären?"

„Auf dem Felde der Liebe!" sagte der Doktor, dessen lauernder Blick verstohlen das plötzlich erglühende Antlitz Eugens streifte.

„Glauben Sie, daß auf diesem Felde mir eine Gefahr drohen könnte?" fragte Eugen erregt.

„Allerdings!" Ich darf doch wohl meinen Schluß aus der Vertraulichkeit ziehen, die ich gestern Abend zwischen Ihnen und der Baronesse bemerkte, nun habe ich heute Mittag Gelegenheit gehabt, den Baron von Steinberg zu beobachten, ich sage Ihnen aufrichtig, daß Sie an ihm einen gefährlichen Nebenbuhler haben."

Mit einem selbstbewußten, siegesgewissen Lächeln blickte Eugen den Rauchwölkchen seiner Cigarre nach.

„Ich glaube keine Ursache mehr zu haben, ihn fürchten zu müssen," sagte er geringschätzend, indem er sein Glas ergriff, das der Doktor wieder gefüllt hatte.

„Ah, Sie haben das Jawort schon?" fragte Doktor Wurzel, scheinbar überrascht.

„Noch nicht, aber ich zweifle nicht, daß ich es erhalten werde.“

„Es wäre mir lieb, wenn ich Ihnen dazu gratuliren könnte, aber mein Freund, Sie kennen die Frauen noch nicht, haben wohl auf diesem Gebiet noch keine Erfahrungen gemacht! So lange das bindende Wort nicht gesprochen ist, sind Sie Ihres Sieges nicht sicher, und daß Sie es noch nicht sein dürfen, das habe ich heute Mittag erkannt.“

Eugen war in wachsender Erregung von seinem Sitz emporgesprungen, er trat ans Fenster und blickte finster auf das gegenüber liegende Haus, in dem der verhaßte Nebenbuhler wohnte.

„Wenn Sie so reich an Erfahrung sind und Baronesse Stephanie so genau kennen, dann möchte ich Sie um Ihren Rath bitten“, sagte er, ohne den spöttischen Blick des Doktors zu bemerken, „vorausgesetzt, daß Sie ihn mir geben wollen.“

„In solchen Angelegenheiten zu rathen, ist eine schwierige und undankbare Sache“, erwiderte der Doktor ruhig, „aber ich will es dennoch thun, um Ihnen zu beweisen, daß ich mir Ihre Freundschaft erwerben möchte. Wenn Sie glauben, auf das Jawort hoffen zu dürfen, so ruhen Sie nicht, bis Sie es haben, weichen Sie der

Baronesse nicht von der Seite und drängen Sie so lange, bis das entscheidende Wort gesprochen ist".

„Baron Gabor begünstigt mich!"

„Um so besser für Sie! Vermeiden Sie alles, was Aufsehen erregen könnte, machen Sie keinen Lärm, auch dann nicht, wenn Sie zurückgewiesen werden sollten!"

„Wenn das geschähe, weiß ich nicht, was ich thun würde!" brauste Eugen auf. „Das sage ich Ihnen schon jetzt, der da drüben soll nimmermehr über mich triumphiren!"

„So sehr hassen Sie ihn?" fragte der Doktor, der seine Ruhe nicht verlor. „Nun ja, dieser Haß läßt sich begreifen, aber wenn Sie ihm Folge geben, was werden Sie dadurch erreichen? Sie machen sich selbst unglücklich, sich und Ihre Familie, bedenken Sie, wie sehr Ihre Tante da unten Sie liebt! Und ich glaube, sie hat ein Recht, die Erwiderung dieser Liebe von Ihnen zu fordern", fuhr er fort, und sein durchdringender Blick schien jetzt die geheimsten Gedanken Eugen's erforschen zu wollen, „wenn Sie auch nicht abhängig von ihr sind, so werden Sie doch ihr gegenüber Verpflichtungen haben —"

„Woraus wollen Sie das schließen?" unterbrach Eugen ihn unwirsch.

„Mein lieber Freund, ich erfreue mich eines sehr scharfen Blickes und kenne die Menschen, einige Worte genügen mir, Verhältnisse zu errathen und zu beurtheilen, die man umsonst mir geheim zu halten sucht. Ich will Ihnen offen sagen, aus der Kasse Ihrer Tante ist schon manches Goldstück in die Tasche Baron Gabors gewandert!"

„Herr Doctor!"

„Still, still, werden Sie nicht unwillig, ich verrathe nichts, ich kenne den Leichtsinn der Jugend und finde ihn entschuldbar. Ich will nur warnen und rathen, ob sie auf meine Stimme hören wollen, muß ich Ihnen überlassen."

Eugen strich mit der Hand über die Stirne, der feurige Wein und die starke Cigarre verwirrten seine Sinne, er fühlte instinktiv, daß er diesem scharf beobachtenden Manne gegenüber auf seiner Hut sein mußte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden," sagte er, einen spöttischen Ton anschlagend, „aber die Dinge liegen doch etwas anders, wie Sie vermuthen!"

„Nun, nun, ich kann mich ja irren," beruhigte der Doctor ihn, aber der Ausdruck seines Gesichts ließ erkennen, daß er selbst an diesen Irrthum nicht glaubte. „Wie gesagt, ich werde bestrebt sein, mir Ihre Freund-

schaft zu erwerben, wäre es nicht der Fall, so ließen Ihre Angelegenheiten mich sehr gleichgültig. Wenn sich mir eine Gelegenheit bietet, auf die Entscheidung der Baronesse einzuwirken, so werde ich sie gerne benutzen, verlassen Sie sich darauf. Und nun wollen wir wieder hinuntergehen, wenn es Ihnen recht ist."

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben und hielt nun sein Glas dem Freunde hin, um noch einmal mit ihm anzustoßen.

„Werden Sie Baronesse Stephanie heute noch einmal sehen?" fragte Eugen, der keinen klaren Gedanken zu fassen vermochte.

„Nein, in den Schwan kommt sie ja nicht."

„Sie wissen auch nicht, was sie für heute beschlossen hat?"

„Auch das nicht, ich hörte nur, daß sie dem Baron Steinberg erklärte, sie werde heute Abend das Theater nicht besuchen."

„So werde ich ihr am Abend meine Aufwartung machen", sagte Eugen entschlossen, „Sie haben Recht, ich darf nicht ruhen, bis das entscheidende Wort von ihren Lippen gesprochen ist."

„Und wenn es nicht so lautet, wie Sie es wünschen, so kommen Sie zu mir", erwiderte der Doktor mit einer

Herzlichkeit, die aufrichtige und warme Theilnahme bekundete, „Sie werden dann mich gerne bereit finden, mit Rath und That Ihnen zur Seite zu stehen.“

Eugen nickte zustimmend, er fühlte die dämonische Macht, die dieser Mann auf ihn ausübte, das Chaos, das in seinem Innern wogte, machte ihn unfähig, sich ihr zu widersetzen.

Er beobachtete ihn, als der Doktor der holdlächelnden Tante wieder gegenüber saß und heiter plaudernd behaglich seinen Kaffee schlürfte, er konnte nicht klug aus ihm werden, nur das wurde ihm klar, daß in den früheren Beziehungen dieses Doktors zum Baron und zur Baronesse Gabor einige dunkle Punkte sein mußten, die ihm geheim bleiben sollten.

Und dann ärgerte es ihn gewaltig, trotz aller Freundschaftsbetheuerungen, daß dieser Mann so rasch und so richtig seine Verhältnisse durchschaut hatte. Was bezweckte der Doktor damit? War es wirkich nur Freundschaft, oder lagen andere selbstsüchtige Ursachen zu Grunde?

Ueber diese Frage wollte er sich Klarheit verschaffen, im Uebrigen aber den neuen Freund in seine Verhältnisse nicht tiefer einweihen, als er es nach reiflicher Ueberlegung rathsam fand.

Mit diesem Entschluß erhob er sich, um Abschied zu nehmen, er reichte der Tante mit einem gezwungenen Lächeln die Hand und bat um Entschuldigung, daß er nicht länger bleiben könne, da er wohl annehmen dürfe, daß seine Eltern ihn ungeduldig erwarteten.

Er hatte bei Tisch die Katzengeschichte erzählt, Tante Hulda kannte das reizbare, leidenschaftliche Temperament ihres Bruders, sie konnte es dem Sohne nicht verdenken, daß die Aufregung des Vaters ihn beunruhigte.

„Und wann sehe ich Dich wieder?" fragte sie in ihrer müden Weise. „Du willst mir ja den Vertrag vorlegen."

„In den nächsten Tagen", schnitt er ihr mit einem warnenden Blick auf den Doktor das Wort ab, „morgen oder übermorgen, sobald ich Zeit finde."

„Halte diesmal Dein Versprechen," bat sie, „Du bist hier ja immer willkommen, auch ohne Einladung, das weißt Du."

„Gewiß, aber wir haben augenblicklich in der Fabrik sehr viel zu thun," erwiderte er, während er sich mit einem Handdruck von dem Doktor verabschiedete, „und das Geschäft geht Allem vor." —

„Ein sehr liebenswürdiger und intelligenter Herr!" sagte der Doktor, als Eugen das Haus verlassen hatte, „wenn er in seinem Fache tüchtig ist —".

„Sehr tüchtig, Herr Doktor!“ unterbrach Tante Hulda ihn in freudiger Erregung. „Er hatte sogar schon ein Engagement nach Rußland, aber davon habe ich ihn zurückgehalten.“

„Ach, das war der Vertrag, von dem Sie vorhin sprachen?“

„O nein, er hat hier etwas Besseres gefunden!“

„Er ist noch nicht selbständig?“

„Doch, aber es muß einstweilen geheim bleiben!“

„Ich verstehe“, sagte der Doktor mit einer Gleichgiltigkeit, die keine Spur von Interesse durchblicken ließ, „ein geheimer Gesellschaftsvertrag, nicht wahr?“

„Sie errathen aber auch alles?“ scherzte Tante Hulda.

„Ich errathe noch mehr“, erwiderte er in demselben heiteren Tone, „Sie haben das Kapital dazu hergegeben.“

„Davon darf ich nicht reden!“ sagte sie mit einem ängstlichen Blick auf die Thür.

„Fürchten Sie nichts, gnädige Frau, ich kann schweigen, obgleich ich nicht recht begreife, aus welchen Gründen ein solcher Vertrag geheim bleiben muß. Hat er Ihnen dieselben genannt?“

„Nein, er sagte nur, die Herren verlangten es so.“

„Kennen Sie diese Herren?“

„Es sind die Eigenthümer der Fabrik, deren technischer Leiter er ist.“

„Das gefällt mir nicht“, sagte der Doktor, mit bedenklicher Miene das struppige Haupt wiegend, „solche Geheimhaltung hat immer etwas Verdächtiges, ich finde in dieser Bedingung keine Ehrlichkeit. Wenn er den Herren das Kapital übergeben hat, so müssen sie ihn auch öffentlich als ihren Associé anerkennen, thun sie das nicht, so können nach meiner Anschauung nur unreelle Absichten sie davon zurückhalten.“

„Sie erschrecken mich!“ rief Tante Hulda bestürzt, die mit weit geöffneten Augen ihn starr anblickte. „Fürchten Sie wirklich, daß Eugen um das Kapital betrogen werden könne?“

„Ist es sehr groß?“

„Fünfzigtausend Mark!“

„Himmel, ein ganzes Vermögen!“

„Ich könnte diesen Verlust ertragen, denn mir bleibt immer noch genug“, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „aber für meinen Neffen würde es mir wehe thun, er baut so große Hoffnungen darauf.“

„Beunruhigen Sie sich einstweilen noch nicht“, bat er, indem er seine Hand leicht auf ihren Arm legte und ihr theilnehmend in die Augen schaute, „er wird

Ihnen ja den Vertrag vorlegen, Sie können dann selbst prüfen."

„Ich verstehe von solchen Geschäften nichts!" klagte sie. „Er soll mir das Schriftstück hier lassen, dann werde ich es Ihnen zeigen, aber bitte, reden Sie nicht davon. Fragen Sie auch Eugen nicht, er würde mir böse werden, denn ich habe ihm die strengste Verschwiegenheit versprochen."

„Verlassen Sie sich ganz auf mich", erwiderte er, indem er ihre Hand an seine Lippen zog, „ich würde die Achtung vor mir selbst verlieren, wenn ich Ihr Vertrauen mißbrauchen könnte."

Damit nahm auch er Abschied, und als er oben in seinem Zimmer angelangt war, lachte er leise vor sich hin.

„Nun habe ich alles erfahren, was ich zu wissen wünschte", murmelte er; „wenn Frauen in diesen Jahren sich wieder verlieben, werden sie leichtsinnig und gedankenlos, Kinderspiel ist es, ihre Geheimnisse zu erforschen, das Herz liegt ihnen auf der Zunge. Sie muß reicher sein, wie ich glaubte, wenn sie diesen Verlust so leicht verschmerzen kann! Ich bin neugierig auf den Gesellschaftsvertrag, fuhr er fort, während er den Frack und die weiße Binde ablegte und einen anderen Rock

anzog. Schlau ist der Windbeutel, aber ich bin doch etwas schlauer! Wenn die fünfzigtausend Mark vergeudet sind, wird er mehr fordern, na, warte nur, bis dahin bin ich hier Hahn im Korbe, und da dein Vater ein reicher Mann ist, so wirst du später alles zurückzahlen müssen, mit der Erbtante ist es dann vorbei!"

Er lachte wieder, diesmal war es ein triumphirendes Lachen voll Hohn und Bosheit; einige Minuten später verließ er das Haus, das er im Geiste schon als sein Eigenthum betrachtete.

Viertes Kapitel.

In derselben Stunde, in der der Apotheker seine todten Lieblinge betrauerte, standen Mathilde und Bernhard vor dem Grabe des Provisors.

Mathilde hatte einen Kranz auf den frisch aufgeworfenen Hügel gelegt, ihr leises Schluchzen bekundete die tiefinnere Erregung.

„Es war ein kurzes und an Freuden armes Leben," sagte Bernhard bewegt; „alle seine Wünsche und Hoffnungen mußte er ins Grab mitnehmen."

„So war's in Gottes Rath beschlossen," erwiderte Mathilde, zu den kahlen Bäumen emporblickend, „ihm ist wohl, wer kann wissen, wie viel Sorge, Schmerz und Enttäuschung ihm der frühe Tod erspart hat. Mir ließ er eine Reue zurück, die nun mit schwerem Druck auf meiner Seele ruht, ich hätte ihm ein tröstendes, ermuthi-

gendes Wort schreiben sollen. Mit welcher Sehnsucht wird er es erwartet haben!"

„Gewiß, Mathilde, aber nicht Sie, Ihren Vater trifft dieser harte Vorwurf. Sie mußten seinem Befehl gehorchen. Und alle Reue kommt nun zu spät, sie ändert nichts an dem Geschehenen. Möchte das Ihr Vater bedenken, der nun auch mir so feindselig entgegentritt! Was habe ich ihm gethan? Die Freundschaft meiner guten Eltern vergilt er schlecht, ich bin mir ihm gegenüber keiner Schuld bewußt."

Die schönen Augen des Mädchens blickten durch einen Thränenschleier ihn bittend an.

„Mama und ich stehen fest zu Ihnen, Bernhard," sagte sie mit vibrirender Stimme, „wir werden die schönen, früheren Jahre nie vergessen."

„Wenn Ihr Vater das bemerkt, wird er auch mir sein Haus verbieten," fuhr Bernhard mit wachsender Bitterkeit fort, „ich kenne ja den entehrenden Verdacht, den er auf mich geworfen hat. Wie ist es nur möglich, daß er an diesen Verdacht glauben kann? Ich habe ihm nie Veranlassung gegeben, an meiner Ehrenhaftigkeit zu zweifeln, so darf ich auch jetzt Glauben und Vertrauen von ihm fordern! Und wenn ich heute noch behaupte, daß ich meinen Bruder schuldlos halte, so muß es mich

empören, daß Ihr Vater, der ihm so nahe stand und von Jugend auf kannte, dieser Behauptung nur verletzenden Spott und Hohn entgegensetzt!"

„Ich kann mir nicht anders denken, als daß er aufgehetzt worden ist."

„Ist es eines Mannes würdig, sich aufhetzen zu lassen? Und noch dazu gegen seine bessere Ueberzeugung?"

„Nein, Bernhard," antwortete sie begütigend, während sie langsam den Rückweg antraten, „aber lassen Sie uns gerecht sein und die Dinge beurtheilen, wie sie sind. Jeder hat seine Schwächen, auch mein Vater ist nicht frei davon —"

„Und sie machen immer schärfer sich geltend, je reicher er wird", fiel Bernhard ihr herb ins Wort. „Ihm war der arme Provisor ein Dorn im Auge, ich weiß es wohl, er fürchtete, tief in den Beutel greifen zu müssen, um Euch eine gesicherte Existenz zu schaffen, er bedachte dabei nicht, daß Jakob ganz gewiß ein treuer Verwalter Deiner Mitgift gewesen wäre."

„Das war's wohl weniger, als die Bekanntschaft mit dem ungarischen Baron von Gabor, was den Riß zwischen ihm und Jakob hervorrief", sagte Mathilde, mit gedankenvoller Miene das blonde Haupt wiegend. „Der Baron hatte mich gesehen, der Eindruck, den ich auf

ihn machte, scheint meinem Vater in den Kopf gestiegen zu sein. —“

„Und nun sieht er Sie im Geiste schon als Baronin!“ spottete Bernhard, aber es klang mehr Bitterkeit, als Spott aus seiner Stimme; „ich vermuthe, daß dieser ungarische Baron ein Abenteurer ist, der hier sein Schäfchen scheeren will und eines Tages plötzlich auf Nimmerwiedersehen verduftet. Der Doktor Weischer scheint eng mit ihm befreundet zu sein, der Baron Steinberg ist es ebenfalls, ich glaube nun zu errathen, wo die namhaften Geldsummen geblieben sind, die Baron Steinberg sich von meinem früheren Chef auszahlen ließ. Dieser Gesellschaft und ihrem Treiben will ich doch einmal nachforschen, vielleicht finde ich dann einen weiteren Anhaltspunkt für meinen Verdacht.“

„Für welchen Verdacht?“ fragte Mathilde, ihn erwartungsvoll anschauend.

„Ich darf ihn noch nicht aussprechen, Sie sollen ihn erfahren, so bald ich ihn begründet finde.“

„Stützt er sich auf Ihren Glauben an die Unschuld Jakobs?“

„Ja wohl!“

„Trotz des Selbstmordes?“

„Fragen Sie nicht weiter", bat er, „ich kann und darf jetzt noch nicht antworten. Ich hoffe, die Zeit wird auch dieses dunkle Räthsel enthüllen."

Sie hatten den Ausgang des Friedhofs erreicht und stiegen in den Wagen, der hier auf sie wartete.

„Es ist sehr still in unserm Hause geworden," nahm Mathilde nach einer Pause wieder das Wort, „und wie lebhaft war es früher in ihm! Sie kamen häufig mit Ihrem Bruder, seit seiner Verlobung wurden Ihre Besuche seltener."

„Ihretwegen!" nickte er, und ein schmerzliches Lächeln umzuckte seine Lippen. „Ich fühlte mich nicht stark genug, die Wunde, die meinem Herzen geschlagen war, zu verheimlichen und wollte doch auch keinen Schatten auf das Glück meines Bruders werfen. Mein eignes Wünschen und Hoffen hatte ich ihm zu Liebe zu Grabe getragen, aber die Entsagung wurde dennoch mir schwer. Da haben Sie die Wahrheit!" fügte er, seiner leidenschaftlichen Erregung nachgebend, hinzu. „Weshalb soll ich sie noch länger verschweigen? Jakob hat nie das Opfer erfahren, das ich ihm brachte, ich glaube, er würde es nicht angenommen haben, und dann wären wir vielleicht beide unglücklich geworden."

Mathilde hatte schon den Sinn der ersten Worte verstanden, dunkle Gluth übergoß ihr Antlitz, das im nächsten Moment wieder todesbleich wurde. Sie hielt lange die Wimpern gesenkt, dann blickte sie starr durch das Wagenfenster hinaus.

„Zürnen Sie mir?" fragte er leise.

„Nein," antwortete sie, „aber Sie hätten mir das heute nicht sagen dürfen, wo mein ganzes Denken dem Todten gelten soll."

„Verzeihen Sie, ich sehe ein, daß es unzart war, aber es kam mir auf die Lippen, und wess' das Herz voll ist, dess' geht der Mund über."

Ein tiefer Athemzug schien den Druck, der auf ihr ruhte, zu erleichtern.

„Wir wollen gute Freunde bleiben, wie wir es bisher waren, Bernhard"; sagte sie, ihm die Hand bietend, „damit werden Sie einverstanden sein?"

Er nickte zustimmend und hielt ihre Hand fest, der leidenschaftliche Ausdruck war aus seinen Zügen verschwunden, ernst und ruhig blickte er ihr in die tiefblauen Augen.

„Der Himmel möge Sie segnen und Ihnen ungetrübtes Glück schenken", erwiderte er leise, und das

Zittern seiner Stimme verrieth ihr seine tiefe Bewegung, „das ist der höchste Wunsch, den ich hege, und dem ich alle andern Wünsche unterordne.“

„Sie werden doch fortan nicht unserm Hause fernbleiben?“ fragte sie besorgt.

„Ich werde selten kommen können“, antwortete er mit einem bedauernden Achselzucken, „morgen eröffne ich mein eigenes Geschäft, das mit seinen Lasten und Sorgen nun meine ganze Zeit in Anspruch nimmt. Das Kapital, mit dem ich beginne, ist nicht sehr groß, um so schärfer muß gearbeitet werden, nur häufiger Umschlag kann es vermehren. Sodann auch möchte ich mich nicht gerne mit Ihrem Vater verfeinden, das aber würde geschehen, wenn er noch einmal seinen häßlichen Verdacht in meiner Gegenwart ausspräche, da ist es besser, wir bleiben einstweilen auseinander, bis ich ihm bewiesen habe, welch' großes Unrecht er mir angethan hat.“

Der Wagen hatte die Stadt erreicht, Mathilde wollte jetzt aussteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen; sie blickte auf ihre Uhr, ihre Eltern glaubten sie in der Kirche, sie kam gerade zur rechten Zeit heim, wenn sie nun den Weg antrat.

„Kommen Sie, sobald Ihre Zeit es erlaubt“, sagte sie bittend, als der Wagen hielt, „von Papa sollen Sie

kein böses Wort mehr hören, dafür lassen Sie mich sorgen."

Sie stieg aus, Bernhard befahl dem Kutscher, in die Gefängnißstraße zum goldenen Mond zu fahren.

Der Wirth erhob keinen Widerspruch mehr, als Bernhard ihm die Quittung Eugens vorlegte, er gab den Wein, von dem noch vier Fläschchen vorhanden waren, bereitwillig heraus, zumal er das zuviel empfangene Geld behalten durfte.

Bernhard fuhr nun zu einem Chemiker, mit dem er befreundet war, er übergab ihm die Fläschchen und bat ihn, den Wein zu untersuchen.

„Ich wünsche zu wissen, ob er rein ist, wenigstens keine der Gesundheit gefährlichen Stoffe enthält", sagte er, seine Erregung bezwingend, „es sind mir einige Fässer davon angeboten worden, die ich vielleicht kaufen werde, wenn die Analyse günstig ausfällt."

Der Chemiker versprach, ihm das Resultat in einigen Tagen mitzutheilen, Bernhard fuhr jetzt zu seiner neuen Wohnung, um dort zu Mittag zu speisen.

Es waren nur drei ziemlich kleine Räume, ein Bureau, ein Wohnzimmer und ein Schlafgemach, die alle miteinander in Verbindung standen. Die Ausstattung war einfach, aber hübsch, es fehlte in den

Wohnräumen auch nicht an den kleinen Bequemlichkeiten, die das Verweilen in ihnen angenehm machen.

Das Bureau, durch einen Gitterverschlag in zwei Abtheilungen getheilt, enthielt nur einen kleinen eisernen Geldschrank, ein Schreibpult, einen zweiten Schrank und einige Stühle, an den Wänden hingen Courszettel und Fahrpläne. In einem mit Draht überzogenen Kasten, der für das Schaufenster bestimmt war, lagen ausländische Goldmünzen, Banknoten und Werthpapiere, der Name Bernhards mit der Bezeichnung: „Bank- und Wechselgeschäft" prangte in großen rothen Lettern auf der Fensterscheibe.

Alles machte noch den Eindruck des Neuen, Unfertigen, das schien auch Bernhard zu erkennen, als er sich in den Räumen umschaute.

„Na, klein und bescheiden anfangen," sagte er leise in zuversichtlichem Tone, „es wird viel mühsame, saure Arbeit und auch viel Sorge geben, aber um so größer ist später die Genugthuung, wenn ich als reicher Mann auf diesen Anfang zurückblicken kann."

Die Aufwartefrau, die ihn seit Jahren bedient hatte, brachte ihm das Essen; während er seine Mahlzeit verzehrte, dachte er über die Worte Mathilde's nach.

Er bereute nicht, daß er ihr sein Herzensgeheimniß enthüllt hatte, mochte es auch in jenem Augenblick ihr ein peinliches Gefühl bereitet haben, er glaubte auch aus ihren letzten Worten auf die Erfüllung seiner Wünsche schließen zu dürfen.

Er mußte Geduld haben; so lange Mathilde um den Todten trauerte, durfte er diese Trauer nicht entweihen, aber die Zeit kam ja auch und vielleicht schon bald, wo der thränenvolle Blick sich von der Vergangenheit wieder hoffnungsfroh auf die Zukunft richtete!

Freilich, der häßliche Verdacht Randolf's war dann immer noch ein schwer zu besiegendes Hinderniß, es konnte sogar fraglich erscheinen, ob Randolf an den Lotteriegewinn glauben würde, und ohne des Schneiders Zustimmung durfte Bernhard nicht auf das Jawort der Geliebten hoffen, er hatte ja nun erfahren, wie willig sie sich dem Befehl des Vaters unterwarf.

Jener Verdacht konnte nur dadurch widerlegt und für immer beseitigt werden, daß die Unschuld Jakobs bewiesen wurde, Bernhard war entschlossen, keine Opfer zu scheuen, um sich diese Beweise zu verschaffen.

„Nur Einer kann den Diebstahl begangen haben, wenn das Geld in jener Nacht wirklich gestohlen worden

ist", sagte er, als er nach der Mahlzeit eine Cigarre angezündet hatte, „Eugen Weischer, der Sohn des Apothekers! Das schrieb mir auch Jakob bald nach seiner Verhaftung, aber ich wies damals diesen Verdacht als ganz undenkbar zurück, ich hielt an der Vermuthung fest, daß der Apotheker in seiner Zerstreuung das Geld verlegt habe. Nun frage ich, aus welchen Gründen kann Eugen Weischer den Diebstahl begangen haben? Wenn er Geld nöthig hatte, so konnte er es ja von seinem reichen Vater oder von seiner Tante fordern! Freilich, die Beiden sollen geizig sein, wie Jakob immer behauptete, aber der junge Herr konnte ja eine Lüge ersinnen, er würde seinen Zweck voraussichtlich damit erreicht haben. Was zwang ihn nun zu diesem Verbrechen, dessen böse Folgen er voraussehen mußte? Wenn ich diese Frage gelöst habe, dann wird auch alles Uebrige mir klar werden, ein Beweis ergiebt dann den andern, bis die Kette geschlossen ist."

In Gedanken versunken, wanderte er lange auf und nieder, endlich blieb er stehen, der Ausdruck seines Gesichts ließ erkennen, daß er einen Entschluß gefaßt hatte.

„Ich habe den Kapellmeister Weischer lange nicht besucht," murmelte er, „jetzt sind wir sozusagen Nachbarn

geworden, wir wohnen in derselben Straße, das wird meinen Besuch genügend rechtfertigen."

Er zögerte nicht lange, nach einigen Minuten schon befand er sich auf dem Wege zu dem kleinen Hause der Geschwister Habedank, das er bald erreicht hatte.

Als er an der Glasthüre des Ladens vorbeiging, fiel sein Blick auf die beiden Schwestern, die auch heute, trotz des Sonntags, emsig beschäftigt zu sein schienen, von oben tönten ihm die Klänge eines Violoncells entgegen, bald darauf trat er in das Wohnstübchen des Kapellmeisters, der mit einem kräftigen Bogenstrich sein Spiel beendete und dem Eintretenden freundlich zunickte.

„Lange nicht gesehn!" sagte Onkel Hugo, während er sich erhob und das Instrument behutsam auf einen Stuhl legte. „Sollen die Quartette wieder beginnen, die uns früher so manche frohe Stunde verschafften?"

„In diesem Winter wird es wohl nichts damit geben", erwiderte Bernhard, ihm die Hand drückend; wenigstens muß ich verzichten, da ich morgen mein eigenes Geschäft eröffne, das meine Zeit ganz in Anspruch nimmt. Ihnen das zu sagen nnd mein Bedauern auszusprechen, bin ich gekommen, zudem fehlt nun auch mein Bruder —"

„Ja, so, ich dachte nicht daran!“ unterbrach der Kapellmeister ihn bedauernd, „seien Sie von meiner herzlichsten Theilnahme überzeugt, ich begreife noch immer nicht, daß der junge Mann sich zu dieser leichtsinnigen That verleiten lassen konnte. Er war so still, so ernst und bescheiden.“

„Das sagt Jeder, der ihn kannte,“ fuhr Bernhard fort, der inzwischen Platz genommen hatte und nun sich in dem traulichen Raume umschaute; „aber was helfen alle Klagen und Vorwürfe, das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen. Ihr Neffe, der Herr Doktor Eugen Weischer, hat sich meines Bruders sehr freundschaftlich angenommen, ich bin ihm dafür zu großem Dank verpflichtet.“

„So, so,“ brummte Onkel Hugo, dem die Erinnerung an den Neffen nicht angenehm zu sein schien, „der junge Herr hat ein gutes Gemüth, aber er macht mir manche Sorge. Er verkehrt mit Leuten, die mir nicht gefallen, ich weiß nicht, ob Sie ihn schon in der Gesellschaft gesehen haben.“

„Gestern Abend noch,“ sagte Bernhard, erfreu darüber, daß das Gespräch so rasch die Wendung nahm, die er gewünscht hatte, „ich wollte ihm meinen Dank abstatten, und man sagte mir, daß er jeden Abend im

Hotel „Zum Schwan" zu finden sei. Da ging ich denn hin und sah die Herren, mit denen er verkehrt. Namentlich fiel mir der ungarische Baron Gabor auf, von dessen Reichthum so viel gefabelt wird."

„Die Leute lassen sich gern Sand in die Augen streuen, man muß es nur geschickt anzufangen wissen," spottete Onkel Hugo, „ich glaube nicht an den Reichthum dieses Ungars."

„Aus triftigen Gründen?"

„Ja, aber es ist mitunter gefährlich, Alles zu sagen, was man weiß, wenn man auch seiner Sache sicher zu sein glaubt, da schweige ich lieber. Haben die Herren gestern Abend gespielt?"

„So lange bin ich nicht dort geblieben," erwiderte Bernhard, dem plötzlich ein Licht aufging, an das er bisher noch nicht gedacht hatte. „Sie glauben, daß Baron Gabor ein Spieler sei?"

„Ich lasse mich hängen, wenn er es nicht ist," sagte der Kapellmeister, mit beiden Händen durch seine blonde Mähne fahrend, „eben deshalb fürchte ich so sehr für meinen Neffen. Die Jugend ist leichtfertig, sind die verderblichen Leidenschaften einmal geweckt, so gehört ein fester, energischer Charakter dazu, sie zu beherrschen, und

den besitzt Eugen nicht. Ich habe ihn gewarnt, und er versprach mir, den Umgang mit jenem Baron abzubrechen, aber wie es scheint, hat er nicht mehr die Kraft und den Willen, es zu können."

„Wenn der Baron so gefährlich ist, müßte man die Polizei auf ihn aufmerksam machen!" warf Bernhard mit einem forschenden Blick auf den Musiker ein, in dessen treuherzigen Zügen Aerger und Besorgniß sich spiegelten.

„Ich werde mich hüten!" rief Onkel Hugo. „Was berechtigt mich dazu? Erinnerungen an eine frühere Begegnung mit diesem Herrn, die ich nicht beweisen kann."

„Wo und wann war das?"

„Fragen Sie mich nicht weiter, ich will nicht als Verleumder vor Gericht stehen! Ich kann mich ja auch irren, in solchen Dingen muß man sehr vorsichtig sein, was ich thun durfte, das habe ich gethan, ich habe meinen Neffen gewarnt, er ist alt genug, um selbst beobachten und urtheilen zu können. —"

Er brach ab, ein gellender Schrei schallte von unten herauf, die Beiden fuhren von ihren Sitzen empor und sahen einander erschreckt an.

Der Name des Musikers wurde in einem unsagbar angstvollen Tone gerufen, Onkel Hugo stürzte zur Thüre.

„Da muß ein großes Unglück passirt sein," sagte er mit heiserer Stimme," kommen Sie mit, die Raubanfälle am hellen Tage sind nichts Seltenes mehr."

Sie stiegen rasch die Treppe hinunter, in der offenen Thüre des kleinen Wohnzimmers stand Fanny schluchzend und händeringend, das Dienstmädchen war eben im Begriff, die Hausthüre zu schließen, vor der einige Personen, die den Schrei gehört hatten, stehen geblieben waren.

„Meine Schwester!" rief Fanny, dem Musiker beide Hände entgegenstreckend. „Wie schrecklich! Vor einer Viertelstunde noch so munter und jetzt schon todt!"

„Um Gotteswillen!" erwiderte Onkel Hugo entsetzt, während er ihr in das Zimmer folgte und starr auf die Leiche blickte, die auf dem Sopha lag. „Zum Arzt, so rasch wie möglich, Herr Stillberg! Mein Bruder ist Hausarzt hier, er wohnt nicht weit entfernt und wird sicher zu Hause sein. —"

„Ich nehme einen Wagen; unterbrach Bernhard ihn, dann eilte er hinaus.

„Wie kam das so plötzlich?" fragte Onkel Hugo, während er leise die Zimmerthür schloß und Fanny in den Laden führte.

„Ich weiß es nicht," antwortete sie schluchzend, und mit dem Taschentuch die Augen bedeckend, „wir sprachen

über die Baronesse Gabor und freuten uns, diese vornehme Kundschaft gewonnen zu haben.

Plötzlich bemerkte ich, daß die Stimme Minnas einen fremden Klang annahm, die Zunge wurde schwer, die Worte wollten nicht mehr so recht heraus, in demselben Augenblicke klagte Minna auch schon über Schwindel, sie mußte sich auf mich stützen, um ins Wohnzimmer zu kommen, vor dem Sopha brach sie zusammen, und kaum lag sie da, sah sie mich so entsetzlich angstvoll an, daß mir das Blut in den Adern erstarrte. Sprechen konnte sie nicht mehr, ich wusch ihre Stirn mit Kölnischem Wasser, aber da brachen auch schon die treuen, lieben Augen, ein leiser Hauch noch, dann war's vorbei!"

„Es war ein sanfter Tod", sagte Onkel Hugo nach einer langen Pause, „das wird Ihnen zum Troste dienen, so oft Sie ihrer gedenken. Wir Alle müssen einmal fort, liebe Fanny, jede Stunde kann uns das Ende bringen, wohl uns, wenn wir dann, wie diese Entschlafene ein gesegnetes Andenken hinterlassen!"

„Ein gesegnetes Andenken?" wiederholte Fanny, starr vor sich hinblickend. „Ja, diesen schönsten aller Denksteine hat sie selbst sich gesetzt. Wie sehr freute sie sich auf die Zeit, wo wir von unserer Arbeit ausruhen und

für so manche Entbehrung uns entschädigen wollten! Es hat nicht sollen sein!"

„Die Zeit wird den Schmerz lindern —"

„Niemals, Herr Direktor!"

„Doch, Fanny, verlassen Sie sich darauf, sie heilt jede Wunde;" tröstete er, indem er ihre Hand erfaßte, „an meinem eigenen Herzen habe ich das erfahren, auch ihm ist vom Schicksal manche tiefe Wunde geschlagen worden."

Sie sah ihn zweifelnd an und schüttelte das Haupt, es waren nur Worte, die ihr keinen Trost bieten konnten.

„Ich werde Minna sehr vermissen," sagte sie, „wir sind immer zusammen gewesen, soweit ich zurück denken kann, niemals hat eine von uns an die Möglichkeit einer Trennung gedacht. Nun stehe ich ganz allein in der Welt, einsam und verlassen, um meine Freuden und Leiden kümmert sich Niemand mehr —"

„Sie haben noch Freunde!" unterbrach er sie.

„Nur Sie allein!" fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, „Sie sind der Einzige, von dessen treuer und aufrichtiger Freundschaft ich überzeugt sein darf. Und doch, was können Sie mir sein?"

„Alles, wenn Sie nur wollen, theuere Fanny!" rief Onkel Hugo, die Arme ausbreitend, und sein treuer Blick ruhte voll Liebe auf ihr.

Sie sah ihn einige Sekunden lang völlig verwirrt an, seinem Blick und dem innigen Ausdruck seines Gesichts konnte sie nicht wiederstehen, im nächsten Moment hielten seine Arme sie fest umschlungen.

„Sie sind ein edler Mann, ich weiß es längst," flüsterte sie, „Ihnen darf und will ich getrost mich anvertrauen."

„Und wir sind beide noch jung genug, um uns gemeinsam des Lebens erfreuen zu können," erwiderte er leise.

Sie ruhte eine geraume Weile an seiner Brust, ihre Thränen flossen wieder, aber der Schmerz war schon gemildert, sie hatte ja für das Verlorene Ersatz gefunden. Endlich aber entwand sie sich seinen Armen, mit einem Blick voll schmerzlicher Wehmuth reichte sie ihm beide Hände.

„Es muß unser Geheimniß bleiben, bis die theure Entschlafene unter dem Rasen ruht;" sagte sie bittend, „das Herz hat nun sein Recht erhalten, es muß dem Verstande sich wieder unterordnen. Wollen Sie mir das versprechen? Es ist die erste Bitte, die ich an Sie richte —."

„Ich erfülle sie gern," unterbrach er sie, ihre zitternden Hände festhaltend. „Fürchten Sie nicht, daß wir ein Unrecht begangen hätten, Niemand würde sich

inniger über unsern Herzensbund gefreut haben, als Ihre Schwester!“

„Das weiß ich,“ nickte sie, „und drum auch gab ich der Stimme in meinem Innern so rasch Gehör! Ich werde Ihnen eine treue und sorgsame Gefährtin sein. Sie haben Recht, wir sind noch jung genug, um uns gemeinsam des Lebens erfreuen zu können.“

Der Klang der Hausglocke unterbrach das Gespräch, Fanny eilte erglühend ins Wohnzimmer, Onkel Hugo blieb im Laden zurück, um seinen Bruder zu empfangen, der gleich darauf in seiner lebhaften Weise eintrat.

„Wirklich todt?“ fragte der Doktor, während er Hut und Stock auf den Tisch legte. „Welche von den Schwestern ist es?“

„Fräulein Minna,“ antwortete sein Bruder, „Du wirst keine Hülfe mehr bringen können.“

Der Doktor ging ins Wohnzimmer, es dauerte ziemlich lange, bis er wieder herauskam.

Er nahm die Brille ab und hauchte auf die Gläser, um sie mit dem Taschentuch abzureiben, dabei ruhte sein Blick forschend auf dem Antlitz des Bruders, in dessen Zügen eine heitere Ruhe sich spiegelte.

„Es geht mitunter rasch zu Ende, Hugo!“ sagte er, „uns trifft es auch einmal.“

„In Gottes Namen!“ antwortete der Musiker. „Wenn es geschieden sein muß, so hilft ja kein Sträuben! Es war ein Gehirnschlag, nicht wahr?“

„Allerdings, und in solchen Fällen sage ich: besser todt, als gelähmt und lange Jahre auf dem Siechbett! Es war ein schönes Ende, so möchte ich auch einmal sterben.“

Er hatte die Brille wieder aufgesetzt, sein Bruder begleitete ihn hinaus.

„Apropos,“ sagte der Doktor draußen, „Du könntest bei Paul wieder einmal als Friedensstifter ein gutes Werk thun. Ihm hat eine Katze in der vergangenen Nacht sämmtliche Vögel gefressen, und er vermuthet, daß seine Frau die Katze einließ. Nebenbei gesagt, vermuthe ich das auch, ihr war seine Liebhaberei immer ein Dorn im Auge.“

„So will ich noch einige Tage warten, bis der erste Sturm vorüber ist“, erwiderte der Musiker, „hier ist mein Beistand jetzt nöthiger, überdies habe ich auch die Rolle des Friedensstifters nachgerade satt!“

„Ich kann's Dir nicht verdenken,“ fuhr der Doktor fort, „Dank wirst Du ja nicht dafür ernten! Und Deine Anwesenheit hier wird dem nunmehr verwaisten Fräulein Fanny zum Trost gereichen, es ist da Manches zu be-

sorgen, Du kannst ihr die Last und Sorge abnehmen. Uebrigens hätte ich nicht geglaubt, daß sie bei diesem unersetzlichen Verlust so stark und ruhig bleiben würde, ich war auf eine Fluth von Thränen und Klagen vorbereitet."

Onkel Hugo erwiderte schweigend den Handdruck, mit dem sein Bruder Abschied nahm und sah ihm eine Weile lächelnd nach.

„Ja, wenn Du wüßtest, was ihr diese Fassung und Ruhe verliehen hat!" murmelte er mit einem plötzlich aufleuchtenden Blick, dann schloß er leise die Hausthüre.

Fünftes Kapitel.

„Du willst ausgehen?“ fragte Baron Gabor, als Stephanie kurz vor Mittag mit Hut und Mantel in den Familiensalon trat.

„Baron Steinberg wird mich abholen,“ erwiderte sie ruhig, während ihr Blick flüchtig die Papiere streifte, die vor ihm auf dem zierlichen Schreibtisch lagen, „in der Kunstausstellung sind neue Gemälde angekommen —“

„Seit wann interessirst Du Dich für Gemälde?“ unterbrach er sie sarkastisch. „Der Besuch in der Kunstausstellung ist doch wohl nur Vorwand!“

„Und was vermuthest Du hinter diesem Vorwande?“ spottete sie.

„Mancherlei, z. B. eine heimliche Liebeswerbung“; antwortete er mit schärferer Betonung. „Sei klug, Stephanie und erinnere Dich unserer Bedingungen! Was

er Dir auch sagen mag, sprich kein Wort, das Dich binden könnte, es wäre Dir sicherlich unangenehm, wenn ich es wieder lösen müßte!"

Stephanie stand vor dem hohen Spiegel und zog ihre Handschuhe an, zornig stampfte sie mit dem Fuß auf den Teppich, ein böser Blick traf aus ihren blitzenden Augen den Bruder.

„Soll diese Kette mir an der Ferse hängen, so lange ich athme?" fragte sie auffahrend. „Meine Geduld ist auch nicht endlos —"

„Ich weiß das", fiel er ihr wieder in die Rede, „es wäre schlimm für Dich, wenn Du vor der Zeit die Kette abschütteln wolltest, auf Dich allein würden die Folgen zurückfallen. Spiele Komödie, so lange es Dir beliebt, aber sorge, daß das Lustspiel sich nicht zum Trauerspiel umgestaltet, Du würdest darin die Hauptrolle übernehmen müssen!"

Ein Wagen fuhr unten vor, Stephanie drängte die Antwort, die ihr schon auf den Lippen schwebte, zurück, im nächsten Moment schwanden die finsteren Wolken von ihrer Stirne, das bezaubernde Lächeln umspielte wieder ihre rosigen schwellenden Lippen. Friedrich trat mit dem Hut in der Hand ein, er war entzückt, Stephanie schon bereit zu finden; nachdem er einige Worte mit dem

Baron gewechselt hatte, führte er dessen schöne, strahlende Schwester hinunter, bald darauf rollte der Wagen von dannen.

„Wie dankbar bin ich Ihnen!" sagte Friedrich, indem er die Hand Stephanie's an seine Lippen zog. „Diese glückliche Stunde werde ich nie vergessen!"

„Wenn ich Ihnen nicht gestern Abend das Versprechen gegeben hätte, Herr Baron, so würden Sie diese glückliche Stunde schwerlich erlebt haben", erwiderte sie, ihm ihre Hand entziehend. „Mein Bruder würde mir zürnen, erführe er den eigentlichen Zweck dieser Fahrt."

„Zürnen?" fragte Friedrich ungläubig. „Weil Mama den Wunsch hegt, Sie kennen zu lernen?"

„Dieser Wunsch kann mir nur schmeichelhaft sein und ich erfülle ihn gerne, aber wäre es nicht richtiger gewesen, wenn ich in Begleitung meines Bruders ihr einen Besuch gemacht hätte?"

„Das wäre auch mir lieber gewesen", nickte er, „aber der Herr Baron hat es mir rund abgeschlagen. Er will jetzt noch keine Besuche machen, weil er nicht weiß, wie lange er hier bleibt, und so mußte ich eben einen anderen Weg wählen, wollte ich den Wunsch meiner Mama erfüllen. Wir werden ihr in der Kunstausstellung begegnen, ich stelle Sie vor und bin schon jetzt überzeugt,

daß die liebenswürdige alte Dame sofort Ihr Herz gewinnen wird."

„Werde ich auch das ihre gewinnen?" fragte Stephanie besorgt.

„Wie können Sie nur daran zweifeln?" erwiderte er zuversichtlich, und sein heißer Blick ruhte dabei voll Bewunderung auf ihr.

„Sie gewinnen ja jedes Herz im Fluge —"

Er brach ab, der Wagen hielt bereits vor der Kunstausstellung. Mit innerem Widerstreben hatte die Baronin der Bitte ihres Sohnes nachgegeben, an der Seite des Majors von Rolshofen erwartete sie die ungarische Baronesse.

„Hier ist nicht der Ort, einen Menschen zu prüfen und so gründlich kennen zu lernen", sagte sie leise, „daß man sich ein richtiges Urtheil über ihn bilden kann. Friedrich aber mit seinem leidenschaftlichem Temperament wird schon nach der ersten flüchtigen Bekanntschaft mich bestimmen, in diese Verbindung einzuwilligen, vor der eine innere Stimme mich warnt."

„Weil Du andere Wünsche hegst, auf die Du nicht verzichten magst, Mama!", erwiderte der Major.

„Nicht gerne, Hermann, ich gebe das bereitwillig zu, aber dem Glück meines Sohnes kann ich auch dieses

Opfer bringen. Ich werde die Baronesse zum Diner mitnehmen, komm Du auch mit Elisabeth, die nöthigen Vorbereitungen sind getroffen —"

„Und Hermine?" unterbrach er sie.

„Ich kann ihr den Schmerz nicht ersparen, sie weiß schon, daß sie entsagen muß —"

„Da kommt sie!" fiel der Major ihr wieder ins Wort. „Weiß der Himmel, sie hat das Auftreten einer Fürstin!"

„In der That, eine imponirende Schönheit!" flüsterte die Baronin, während sie durch ihre Lorgnette die Beiden betrachtete, die langsam näher kamen.

Friedrich stellte seine Begleiterin vor, Stephanie warf dem Major einen bezaubernden Blick zu, dann wartete sie mit gesenkten Wimpern auf die Anrede der alten Dame, die im ersten Moment sich verwirrt fühlte, dann aber bald das Gespräch in Fluß brachte.

Die kleine Gesellschaft durchwanderte die Säle, die Gemälde boten reichen Stoff zur Unterhaltung, Stephanie überraschte die Baronin durch ihren feinen Kunstgeschmack, durch die treffenden Urtheile, mit denen ihre eignen Anschauungen übereinstimmten.

Dann lenkte die alte Dame die Unterhaltung auf die Heimath der Baronesse, Stephanie sprach lebhaft und

interessant, aber sie vermied Alles, was nur den Schein hätte wecken können, daß sie gefallen wolle.

Sie zeichnete auch Friedrich nicht aus, von seiner Liebe schien sie kaum eine Ahnung zu haben, der Major durfte sich nicht beklagen, ihn traf mancher berückende Blick aus den wunderbar schönen Augen, die ihren fesselnden Zauber auch auf die Baronin zu üben schienen.

Friedrich, der mit seinem Schwager hinter den Damen ging, beobachtete die Beiden unausgesetzt, ihm konnte der günstige Eindruck, den Stephanie auf seine Mutter machte, nicht entgehen, aber so sehr ihn dies auch erfreute, glaubte er dennoch in den Zügen der Mutter immer noch einen Ausdruck zu bemerken, der die Erfüllung seiner Wünsche in Zweifel stellte.

Die Baronin wandte sich endlich zu ihrer Begleiterin und lud sie mit herzlichen Worten zum Diner ein.

„Wir werden ganz unter uns sein," sagte sie, „Sie erzeigen mir eine Freude, wenn Sie meine Einladung annehmen!"

Der Major stieß seinen Schwager verstohlen in die Seite und nickte ihm lächelnd zu, wie wenn er schon jetzt ihm Glück wünschen wolle, das Antlitz Friedrich's färbte sich dunkler, seine Lippen zuckten, sein Blick ruhte

voll ungeduldiger Erwartung auf Stephanie, die ablehnend das Haupt wiegte.

„Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für die Ehre, die Sie mir erzeigen,“ erwiderte sie, „aber ich fürchte, mein Bruder wird sich beunruhigen. —“

„Seiner Sorge können wir vorbeugen, gnädiges Fräulein!“ unterbrach Friedrich sie rasch. „Unser Diener, der Mama hierher begleitet hat, wird ihm die Nachricht bringen, während wir nach Hause fahren.“

Im ersten Augenblick hatte die Furcht vor den Vorwürfen des Bruders Stephanie zurückgehalten, die Einladung anzunehmen, nun aber erwachte der Trotz in ihr. Sie wollte ihm zeigen, daß sein Wille nicht immer maßgebend, daß sie entschlossen war, ihren eignen Weg zu gehen. Früher oder später mußte es ja doch zum Bruch kommen, das war ihr bereits klar geworden, so mochte es denn heute schon geschehen, wenn er noch länger sie unterjochen wollte.

„Nun wohl, wenn Sie es übernehmen wollen, meinen Bruder zu besänftigen, der mir ganz gewiß zürnen wird, so nehme ich die liebenswürdige Einladung mit herzlichem Dank an“, wandte sie sich zu Friedrich, der nun mit einem leuchtenden Blick ihr den Arm bot, um sie zum Wagen zu führen.

Der Major führte die Baronin, sie blieben einige Schritte hinter dem jungen Paar zurück, das leise mit einander flüsterte.

„Nun, Mama?“ fragte er erwartungsvoll.

„Ich kann noch nicht urtheilen, Hermann,“ antwortete sie mit ernster, gedankenvoller Miene, „ihre Schönheit hat bis jetzt mich geblendet, ich hege noch immer ein leises Mißtrauen, die nächste Stunde muß mich belehren, ob es begründet ist.“

„Sei gerecht in Deinem Urtheil,“ bat er, „ich glaube, Elisabeth ist es wohl.“

„Und ich fürchte, Elisabeth hat Recht,“ erwiderte sie mit einem leisen Seufzer. „Weshalb will Baron Gabor uns keinen Besuch machen? Welche Gründe können ihn zurückhalten, seine Schwester bei uns einzuführen, da er doch sicherlich von der Leidenschaft Friedrichs unterrichtet ist? Wenn er diese Liebe nicht billigt, so wäre es ehrlich, das frei und offen zu sagen, ich gestehe, daß mich dies Alles mißtrauisch macht, umsomehr, als ich hier einer Familie mich gegenüber sehe, die mir völlig fremd ist, deren Namen ich nie gehört habe.“

„Die Gabors sind ungarische Magnaten, Mama —“

„Du wolltest ja Erkundigungen einziehen!“

„Ich habe an Freunde in Wien geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten.“

„Ist das nicht ein schlimmes Zeichen? Wenn der Baron so reich und so hoch angesehen ist, muß er doch in Wien bekannt sein, die Auskunft wäre in diesem Falle leicht zu geben.“

„Die Herren werden denken, es eile so sehr nicht, ich glaube im Gegentheil, sie würden sofort geantwortet haben, wenn ein Grund zur Warnung vorläge.“

Sie hatten den Ausgang erreicht, Friedrich gab dem Diener einen Befehl, während die Damen einstiegen, dann folgte er ihnen in den Wagen; der Major versprach, bald nachzukommen, er wollte nach Hause gehen und seine Frau holen. —

Der Zufall fügte es, daß gerade an demselben Mittag Eugen seine Tante besuchte, um ihr den Gesellschaftsvertrag vorzulegen, der sie über die Sicherheit ihres Kapitals beruhigen sollte.

Dieser Vertrag war sehr kurz, er trug die Unterschriften der beiden Herren, denen die Fabrik gehörte, und so weit Tante Hulda es mit ihrem schlichten Menschenverstande ermessen konnte, bot er in Wahrheit genügende Sicherheit, ja, er stellte ihrem Neffen sogar eine glänzende Zukunft in Aussicht.

Aber das Mißtrauen, das der Doktor Wurzel in ihrer Seele geweckt hatte, wollte dennoch nicht schwinden. Sie hatte mit dem Doktor verabredet, das sie ihm dieses Schriftstück zur Prüfung vorlegen wollte, während sie es las, dachte sie darüber nach, wie sie dies ermöglichen könnte.

„Ich habe heute wieder meine Migräne," sagte sie matt und müde, als ob sie den Tod schon vorher fühle, „die Buchstaben tanzen mir vor den Augen, lass' mir den Vertrag hier, ich werde ihn gelegentlich studieren —"

„Das geht nicht," unterbrach er sie rasch, „ein solches Dokument darf man nie aus der Hand geben. Wenn Du erlaubst, lese ich es Dir vor."

„Nein, nein, das würde mich zu sehr angreifen", fuhr sie fort, indem sie ihre Hand auf das Schriftstück legte, „laß mich lieber einen Augenblick allein, im Grunde genommen ist ja auch die Sache so sehr wichtig nicht, ich muß Dir in dieser Beziehung volles Vertrauen schenken! Der Herr Doktor ist noch zu Hause, willst Du nicht einmal hinaufgehen? Er scheint Dich in sein Herz geschlossen zu haben, gute Freunde muß man warm halten, man weiß nie voraus, ob man nicht einmal auf ihren Rath und Beistand angewiesen ist."

Eugen ahnte nicht, daß seine Tante ihn nur deshalb entfernen wollte, um in aller Eile den Vertrag abzu-

schreiben, er glaubte an ihre Migräne, die ihm bei früheren Besuchen schon manche Stunde verbittert hatte.

„Ich kann nicht lange mehr bleiben," sagte er, indem er sich erhob, „daheim wartet man nicht gerne mit dem Essen, und Papa ist wegen der Katzengeschichte noch immer in gereizter Stimmung, da muß ich umsomehr Rücksicht auf ihn nehmen. Aber den Doktor will ich doch begrüßen, versuch's, ob Du inzwischen den Vertrag lesen kannst, ich nehme jedenfalls das Dokument wieder mit."

Tante Hulda nickte zustimmend, Eugen trat bald darauf in das Zimmer des Doktors, der ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes empfing.

„Tante hat wieder Migräne, deshalb komme ich zu Ihnen," sagte Eugen in einem halb ärgerlichen, halb spöttischen Tone, „ich störe doch nicht?"

„Durchaus nicht," antwortete der Doktor, indem er ihm einen Stuhl anbot. Darf ich Ihnen ein Glas Tokayer anbieten?"

Die Flasche stand auf dem Tische, Eugen nickte bejahend, der Doktor holte ein Glas aus dem Schrank und füllte es.

„Im Schwan herrschte gestern Abend eine gedrückte Stimmung"; sagte er, „bemerkten Sie das nicht auch?"

„Es darf ja einstweilen nicht mehr gespielt werden!“ erwiderte Eugen zerstreut, während der Doktor mit ihm anstieß. „Ich glaube, die Besorgnisse des Barons sind unbegründet, fast scheint es mir, als ob er sich der Revanche entziehen wolle.“

„Unmöglich wäre das nicht!“

„Aber nicht ehrenhaft!“ brauste Eugen auf.

„Ist Ihr Verlust so groß“, forschte der Doktor, der mit den Händen auf dem Rücken langsam auf und nieder wanderte.

„Um kleine Beträge haben wir niemals gespielt!“

„Und Baron Gabor hat immer gewonnen?“

„Nein, nicht immer, aber wenn er einmal verlor, so handelte es sich nur um sehr geringe Summen.“

„Er weiß eben die Chancen sehr scharf zu berechnen“, sagte der Doktor achselzuckend, indem er am Fenster stehen blieb. „Sie sind aus anderen Gründen verstimmt, lieber Freund, Sie kommen bei der Baronesse nicht vorwärts, und ich vermuthe, das ist Ihre eigene Schuld.“

„Wieso?“ fragte Eugen mt wachsendem Unwillen. „Ich kann sie nicht zwingen, das entscheidende Wort zu sprechen, ich muß ihrem Wunsche gehorchen und mich gedulden. Wenn nur dieser lasche Baron Steinberg sich nicht immer zwischen uns drängte! Gestern Abend hatte

sie nur für ihn Auge und Ohr, mich würdigte sie kaum eines Blickes, und doch müßte sie blind sein, wenn sie nicht sähe, daß ihr Bruder von diesem Baron nichts wissen will!"

„Weiber haben ihre Launen!" erwiderte der Doktor spöttisch, „ich an Ihrer Stelle würde mich nicht so lange gedulden. Uebrigens glaube ich, daß Sie sich auf einen Korb gefaßt machen müssen —"

„Wissen Sie das bestimmt?" rief Eugen, von seinem Stuhl emporfahrend und den zornglühenden Blick starr auf den Doktor heftend.

„Nein, wer sollte es mir gesagt haben?" fuhr Wurzel in beruhigendem Tone fort. „Ich meine nur, wenn sie Ihnen das Jawort geben wollte, würde sie es sogleich gethan haben".

„Das beweist nichts!"

„Gewiß nicht, aber Sie werden gut thun, sich auf alles vorzubereiten."

Drüben fuhr in diesem Augenblick eine Equipage vor, der Doktor, der noch am Fenster stand, sah hinaus.

„Donnerwetter, die Baronesse!" rief er.

Im nächsten Augenblick stand Eugen neben ihm, die beiden sahen den Baron Steinberg, dessen Mutter und Stephanie aussteigen, Friedrich bot der Baronesse den

Arm und führte sie ins Haus, die alte Dame war dem Paar vorausgegangen.

Der Doktor beobachtete seinen Freund, in dessen erdfahlem Gesicht die weitgeöffneten Augen unheimlich glühten, ein höhnisches Lächeln umzuckte seine Lippen.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte er leise.

Die Hand Eugen's griff nach einem Stuhl, dessen Lehne sie krampfhaft umklammerte, dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Nichts!“ zischte er. „Was soll ich sagen?“

„Baronesse Stephanie wird in die Familie des Barons eingeführt, sie scheint einer Einladung zum Diner zu folgen, somit wäre der Baron Ihnen einen bedeutenden Schritt voraus!“

„Wollen Sie mich verspotten?“ brauste Eugen auf.

„Nicht doch“, antwortete der Doktor ruhig, indem er seine Hand auf den Arm des Freundes legte, „kommen Sie vom Fenster zurück, der Baron würde triumphiren, wenn er jetzt Ihr Gesicht sähe! Nur Ruhe und Besonnenheit! Welche Besorgnisse sich auch für Sie an diesen Besuch knüpfen mögen, noch ist nichts verloren, ein roher Ausbruch Ihrer Eifersucht würde alles verderben!“

Eugen war an den Tisch zurückgekehrt, mit zitternder Hand griff er nach dem vollen Weinglase, das er auf einen Zug austrank, dann fuhr dieselbe Hand mit nervöser Hast mehrmals durch den langen Vollbart.

„Sie haben Recht, noch ist nichts verloren", sagte er mit gepreßter Stimme, „aber dieses Schwanken zwischen Fürchten und Hoffen ertrage ich nicht länger, ich muß Gewißheit haben. Wenn der Baron glaubt, daß ich ihm weichen werde, so irrt er sich gewaltig, voraus hat er nichts vor mir, ich besitze ältere Rechte, die ich geltend mache."

„Nur ruhig!" bat der Doktor. „Ich sagte Ihnen ja, daß Sie auf Alles sich vorbereiten müßten, die Launen eines Mädchens und namentlich dieser Baronesse Gabor sind unberechenbar!"

„Wissen Sie das aus eigener Erfahrung?"

„Darauf antworte ich Ihnen nicht, betrachten Sie meine Warnung als den Rath eines aufrichtigen Freundes, der es gut mit Ihnen meint. Der Besuch da drüben beweist immer noch nichts, obgleich er allerdings —"

„Genug der Worte!" unterbrach Eugen ihn unwirsch. „Mir beweist er genug, ich weiß nun, was ich zu thun habe."

Damit stürmte er hinaus; mit einem boshaften, triumphirenden Lächeln blickte der Doktor auf die Thür, hinter der sein Freund verschwunden war.

„Nun wird er wohl bald kurirt sein!“ brummte er. „Wenn er jetzt noch nicht sehen kann, ist er blind. Meinetwegen könnte er sich und seine ganze Familie ruiniren, wenn das nicht meinen eigenen Plänen zuwiderliefe, an dem Schicksal eines Narren hat mir niemals gelegen.“

Er warf noch einmal einen langen, forschenden Blick auf das alte Patrizierhaus, dann trat er lachend vor den Spiegel, wo er mit beiden Händen durch sein struppiges Haar fuhr.

Die Hausthür unten fiel dröhnend in's Schloß, der Doctor lachte noch lauter und zog seinen Paletot an.

„Diese Wuth ist ergötzlich!“ sagte er. „Wenn die beiden verliebten Hansnarren wüßten — ah, bah, mögen sie sich die Hälse zerbrechen, meinen Plänen wird das nicht hinderlich sein!“

Er nahm seinen Hut und stieg die Treppe hinunter, nach kurzem Anklopfen trat er lächelnd in das Zimmer der Tante.

„Was haben Sie mit meinem Neffen gehabt?“ fragte sie in sichtbarer Bestürzung. „So aufgeregt sah ich ihn

noch nie, meine Fragen beantwortete er nicht, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit!"

„Ich habe nicht die mindeste Ursache, sie Ihnen zu verheimlichen", erwiderte er ruhig, „der Herr Doctor ist verliebt, er bat mich um Rath, und meine Warnung gefiel ihm nicht."

„Und weshalb warnten Sie ihn?"

„Weil die Dame nicht zu ihm paßt, gnädige Frau, er wird später erkennen, wie sehr ich Recht hatte, aber in seiner augenblicklichen leidenschaftlichen Erregung will er keine Vernunft annehmen."

„Sie kennen die Dame?"

„Zufällig!" nickte er. „Aber es muß unter uns bleiben, ich bitte darum, der Herr Doctor verlangte Diskretion von mir. Lassen Sie ihn ruhig seinen Weg gehen, ich werde nun darüber wachen, daß er nicht in sein Unglück hineinrennt."

„Sie erschrecken mich noch mehr," klagte Tante Hulda, „wer ist die Dame? weshalb soll ich nicht auch warnen und meinen Einfluß geltend machen dürfen?"

„Weshalb nicht? Weil Sie dadurch Ihren Neffen nur noch trotziger und gutem Rath unzugänglicher machen würden! Widerspruch kann sein Eigensinn nicht ertragen,

ich muß andere Mittel ergreifen, um ihm die Augen zu öffnen! Sie werden später alles erfahren und mir dann Recht geben, Grund zu ernsten Besorgnissen ist einstweilen noch nicht vorhanden. Hat er Ihnen den Vertrag gebracht?"

Tante Hulda nickte bejahend, Angst und Unruhe spiegelten sich noch immer in ihren Zügen, während sie ihm ein Papier überreichte, das sie aus der Tasche ihres Kleides holte.

„Ich habe ihn abgeschrieben, während mein Neffe bei Ihnen war", sagte sie, „er wollte das Dokument unter keiner Bedingung hier lassen."

Der Doktor entfaltete das Papier, ein ironisches Lächeln glitt über sein Gesicht, er erkannte sofort, daß dieses kurz abgefaßte Schriftstück kein Gesellschaftsvertrag war, wie Kaufleute ihn aufzustellen pflegen.

Das Dokument handelte nur von der Sicherstellung des Kapitals und den Rechten, die dem Doktor Weischer eingeräumt wurden, es hatte offenbar nur den Zweck, Tante Hulda zu beruhigen und wo möglich um weitere Summen zu beschwindeln.

„Wir reden später darüber", sagte er, indem er das Schriftstück einsteckte, „ich muß jetzt zum Mittagessen.

Machen Sie sich weiter keine Sorgen, Frau Rosen, aber wenn der Herr Doktor wieder einmal Geld von Ihnen haben will, dann fragen Sie mich zuvor um Rath."

Damit nahm er Abschied, Tante Hulda hätte ihn gerne zurückgehalten, um noch einige Fragen an ihn zu richten, denn seine Worte waren keineswegs geeignet, sie zu beruhigen, aber er stand schon an der Thüre, und sie fand keine Zeit mehr, die Bitte auszusprechen.

Doktor Wurzel trat eine halbe Stunde später in die Wohnung des ungarischen Barons, der sich eben iu verdrießlicher Stimmung vor dem reich gedeckten Tisch niedergelassen hatte.

Der schweigsame Kammerdiener meldete ihn an, Baron Gabor zog die Brauen noch finsterer zusammen, ließ aber den Doktor eintreten.

„Was führt Sie zu dieser Stunde hierher?" fragte er, seinen Aerger mühsam bezwingend.

„Der Wunsch, mit Dir zu speisen," antwortete der Doktor ruhig mit einem raschen, spähenden Blick auf die Thüre, die sich eben hinter dem Kammerdiener geräuschlos geschlossen hatte. „Stephanie dinirt bei dem Baron Steinberg —"

„Das weißt Du auch schon?" brauste Gabor auf.

„Ich sah sie vorfahren und in das Haus hineingehen, ich wohne ja dem Baron gegenüber. Aergert es Dich, daß ich es weiß?“

„Bah, mich ärgert der Unverstand des Mädchens, das sich so leichtfertig gegen mein ausdrückliches Verbot auflehnt,“ erwiderte der Baron gereizt. „Mir scheint, sie will aus der Komödie nun doch Ernst machen —“

„Und wenn sie es will, wirst Du sie nicht daran hindern können,“ unterbrach der Doktor ihn sarkastisch. „Ueberlaß die Beiden ihrem Schicksale, was kann Dir daran liegen? Wenn Stephanie sich von Dir trennt, bist Du von einer Last befreit —“

„Unsinn, Franz! Von dieser Trennung soll und darf einstweilen noch keine Rede sein! Stephanie müßte doch selbst erkennen, daß sie in jener Familie niemals ihr Glück finden kann! Na, Du bist einmal hier, und ich speise lieber mit Dir, als ganz allein! Drück' auf den Knopf an der Thüre und laß Dich nieder.“

Der Doktor rollte einen Sessel an den Tisch und nahm Platz, das spöttische Lächeln, mit dem er den Freund betrachtete, reizte diesen nur noch mehr.

„Legen Sie noch ein Couvert auf,“ befahl Gabor dem eintretenden Diener und als dieser sich wieder ent-

fernt hatte, um das Verlangte zu holen, heftete er den unheimlich glühenden Blick fest auf den Doktor.

„So lange Bertram servirt, darf über unsere Geschichten kein Wort gesprochen werden,“ sagte er barsch, „wir finden dazu beim Dessert noch Zeit genug.“

„Einverstanden!“ nickte Doktor Wurzel, dann begann er ein Gespräch über politische Tagesfragen, das, bald auf dieses, bald auf jenes Thema überspringend, sich bis zum Schluß des Diners hinzog.

Endlich zog Bertram sich mit einer Verbeugung zurück, nachdem er den Eiskühler mit den silberbehelmten Flaschen neben den Sessel des Barons gestellt hatte.

„Und nun, was hast Du mir zu sagen?“ fragte der Baron mit einem stechenden Blick auf den Freund, der eine Haselnuß nach der andern aufknackte und die Kerne mit sichtbarem Behagen verzehrte.

„Ich komme auf das zurück, was ich schon bei unserer ersten Begegnung Dir sagte,“ erwiderte der Doktor ruhig. „Ich werde Dir hier nichts in den Weg legen, aber dafür verlange ich mit aller Entschiedenheit, daß der Doktor Weischer aus dem Zauberbann entlassen wird, in dem er sich befindet.“

„Bah, was kann ich dazu thun?“

„Es genügt, wenn Stephanie ihm in nicht mißzuverstehender Weise einen Korb giebt!"

„Dann wird er dem Baron Steinberg den Hals brechen!"

„Das ist dann seine Sache," spottete der Doctor, „für Dich wäre es ein Grund mehr, dem heißblütigen Hansnarr Dein Haus zu verbieten. Den Baron Steinberg überlasse ich Dir gerne, ich bin sogar bereit, auf seiner Hochzeit mit Deiner — Schwester zu tanzen!"

„Mach' keine faulen Scherze!" fuhr Gabor auf. „Ich bin nicht in der Stimmung, sie geduldig anzuhören."

„Wenn Du diese Hochzeit nicht willst, dann kann ich Dir nur rathen, baldigst abzureisen."

Baron Gabor holte eine Flasche aus dem Kühleimer und füllte die Gläser, seine Brauen hatten sich unwillig zusammengezogen. „Das beabsichtigte ich längst," antwortete er, „aber ich kann jetzt noch nicht, und es hat einstweilen auch keine Eile. Stephanie wird so verständig sein, sich nicht gegen mich aufzulehnen, sie selbst würde den Kürzeren ziehen. Und was Dein Projekt betrifft, Franz, so finde ich es thöricht, eine alte Frau ihres Geldes wegen heirathen zu wollen. —"

„Ich hab' das Nomadenleben satt!" fiel der Doktor ihm in die Rede, indem er das fein geschliffene Kristall-

glas erhob und den perlenden Wein betrachtete, „ich will endlich mich irgendwo bleibend niederlassen und das Leben in ungestörter Ruhe genießen. Zudem sind meine Mittel beinahe erschöpft, und die alten Erwerbswege mag ich nicht wieder einschlagen."

„Bah, sie haben Dir viel Geld eingebracht!"

„Und auch viel Angst und Unruhe!" fuhr der Doktor fort. „Lassen wir die Vergangenheit ruhen, die Erinnerung an sie könnte zu Erörterungen führen, die keinem von uns angenehm sind. Wenn nicht ein glücklicher Zufall mich in das Haus der Wittwe Rosen geführt hätte, würde ich das alte Bündniß mit Dir wohl erneuert haben, Dir kann es nur angenehm sein, daß ich es nicht thue und keine Ansprüche an Deine Kasse mache."

„Die ich schwerlich befriedigen würde!"

„Ich glaube, Du würdest es müssen, es liegt zu sehr in Deinem Interesse, meine Freundschaft Dir zu sichern. Aber davon wollen wir jetzt nicht reden, ich komme auf mein Projekt zurück. Die Wittwe Rosen mag einige Jahre älter sein, als ich, aber was schadet das? sie hat ein namhaftes Vermögen und brennt schon lichterloh, ein Wort von mir genügt, um die Sache ins Reine zu bringen. Leider konnte ich es nicht verhindern, daß ihr Neffe, der Doktor Weischer, sie um fünfzigtausend Mark be-

schwindelt hat, die höchstwahrscheinlich in Deine Tasche geflossen sind, sein Vater soll sie später mir zurückzahlen, das beruhigt mich einigermaßen. Damit er aber nicht noch tiefer in Schulden kommt und mir die Rückzahlung gesichert bleibt, verlange ich von Dir, ihm den Abschied zu geben. Er hat Stephanie in das Haus des Barons hineingehen sehen, seine Eifersucht wird ihm nun keine Ruhe mehr lassen, er verlangt heute noch die Entscheidung, Stephanie soll sie ihm mit dürren Worten geben, und hängt er sich auch dann noch an Deine Fersen, so wirst Du ihm sagen, daß er keine Hoffnungen mehr hegen darf."

Der Baron, der sich unausgesetzt mit seinem Zahnstocher beschäftigt hatte, lächelte spöttisch.

„Du denkst Dir das alles so leicht", sagte er, „aber Du übersiehst dabei die Liebeswuth dieses leidenschaftlichen Menschen —"

„Bah, laß' diese Wuth toben, Dir stehen Mittel genug zu Gebote, Dich und Stephanie gegen sie zu schützen! Ich gebe Dir die Versicherung, der Doktor Weischer wird seine leere Börse nicht wieder füllen, er müßte denn ein Verbrechen begehen!"

„Vielleicht hat er es schon begangen!"

„Dadurch, daß er seine Tante betrog? Sie wird ihm verzeihen, und sein Vater muß in die Bresche treten, aber Geld bekommt er nicht mehr von ihr, sobald ich ihr die Augen geöffnet habe."

Baron Gabor füllte die Gläser wieder und holte sein Cigarrenetui aus der Tasche.

„Ich meine noch immer, Dich warnen zu müssen", erwiderte er, nachdem er die Cigarre angezündet und sich behaglich in den Sessel zurückgelehnt hatte, „Du wirst diese Heirath sicherlich bereuen. Dein heißblütiges Temperament kann sich in das einförmige Philisterleben nicht finden, Deine Frau wird Dich unter den Pantoffel zwingen wollen —"

„Das Alles laß meine Sorge sein!" fiel der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung ihm in die Rede, „habe ich die Verwaltung des Vermögens, so habe ich auch das Regiment im Hause, und danach trachte ich in erster Reihe."

„Das Vermögen wird bald unter Deinen Händen zerronnen sein", spottete der Baron, „Verwaltungstalent hast Du nie bewiesen. Und was dann, Franz? Dann ist die alte Frau eine drückende Last, aber die Reue kommt leider zu spät."

„Ich will das getrost abwarten", sagte der Doktor, nun auch einen spöttischen Ton anschlagend, „nach so vielen trüben Erfahrungen kommt man endlich auch einmal zur Vernunft. Willst Du den Neffen freigeben?"

„Ich muß wohl, aber ich kann ihm nicht verbieten, in den Schwan zu kommen, dazu habe ich keine Berechtigung."

„So laß ihn auf Ehrenwort eine namhafte Summe verlieren, dann wird er fortbleiben."

„Vielleicht habe ich ein besseres Mittel!" sagte der Baron gedankenvoll. „Wohlan, ich will Dir den Gefallen erzeigen, dafür rechne ich auch auf Deinen Beistand, wenn ich einmal desselben bedürfen sollte."

Der Doktor hatte sein Glas ausgetrunken, er erhob sich und holte seine Handschuhe aus der Tasche.

„Ich stehe jederzeit zur Verfügung", erwiderte er, „nur darfst Du nichts von mir verlangen, was Dein Schicksal mit dem meinigen verknüpfen, mich zu Deinem Mitschuldigen machen könnte. Ich sage Dir noch einmal, ich will fortan Ruhe haben, der sichere Hafen ist gefunden, ich lasse mich nicht wieder aus ihm hinausdrängen."

„Schon gut!“ spottete der Baron, „Du wirst Dich später einmal meiner Warnung erinnern. Willst Du schon fort? Wir haben noch eine volle Flasche.“

„Der Doctor Weischer wird Dir wohl helfen, sie auszutrinken,“ unterbrach sein Freund ihn mit einem boshaften Lachen, „er kommt sicher heute noch, deshalb gehe ich, er soll mich hier nicht finden.“

„Du kommst heute Abend in den Schwan?“

„Wird heute wieder gespielt?“

„Ich denke, ja, die Furcht vor der Polizei scheint nur blinder Lärm gewesen zu sein.“

„Ich komme, um den Neffen zu beobachten, also auf Wiedersehen!“ nickte der Doktor, dann ging er hinaus, und seine triumphirende Miene bewies, daß er mit dem Resultat dieses Besuchs sehr zufrieden war.

Sechstes Kapitel.

Eugen hatte das Haus seiner Tante in furchtbarer Aufregung verlassen, aber es wurde allmälig doch wieder ruhiger in seinem Innern.

Er hatte Stephanie niemals gebeten, sein elterliches Haus zu besuchen, er konnte und wollte das auch nicht, so lange sie nicht seine Braut war, erst nach seiner Verlobung durfte er für sie auf einen freundlichen Empfang bei seinen Eltern rechnen.

Nun war sie einer Einladung des Barons, oder vielleicht der Mutter desselben gefolgt, sie würde sich einer verletzenden Unhöflichkeit schuldig gemacht haben, wenn sie eine ablehnende Antwort gegeben hätte.

Im Grunde genommen lag also für ihn keine Gefahr in diesem Besuch, er wußte ja, daß sie ihn vor allen

Andern bevorzugte, dafür fand er einen überzeugenden Beweis schon darin, daß sie sein Geschenk angenommen und getragen hatte.

Er hatte auch jetzt noch keine Berechtigung, ihr den Verkehr mit anderen Herren zu verbieten, er durfte das auch später als ihr Verlobter nicht, durch solche Eifersucht machte er nur sich lächerlich.

Trotz alledem konnte er dieser Eifersucht nicht Schweigen gebieten, sie raunte ihm immer wieder zu, Stephanie wolle ihn nur hinhalten, weil sie die Werbung des Barons erwarte, und die Bemerkungen Wurzels hatten Oel in die hell auflodernden Gluthen gegossen.

Er mußte Gewißheit haben, heute noch, Stephanie sollte seine Frage beantworten, sie hatte Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken.

Im elterlichen Hause angekommen, fand er die Gehülfen in der ausgelassensten Stimmung, sie erwarteten in jedem Augenblick die Rückkehr des Apothekers, der ausgegangen war, um die Vogelstube, die er eigenhändig gereinigt hatte, wieder zu bevölkern, und sie waren neugierig, wie „Madame" die neuen Hausbewohner aufnehmen würde.

Es hatte am Vormittag wieder einen gewaltigen Lärm zwischen den Ehegatten gegeben, der Apotheker war

in seinem Zorne so unvorsichtig gewesen, seine Frau zu beschuldigen, daß sie die Katze eingelassen habe, sie gab das nicht zu, wohl aber erklärte sie, daß sie nun eine Katze anschaffen werde, um der Mäuseplage in Küche und Keller ein Ende zu machen, das sei jedenfalls wichtiger und nützlicher, als die Vogelliebhaberei, die schweres Geld koste und nichts einbringe.

Daraufhin hatte der Apotheker den Entschluß ausgesprochen, daß er heute noch die verlorenen Lieblinge durch neue ersetzen und die Vogelstube mit einem Vorhängeschloß versehen werde, zu dem er den Schlüssel niemals aus den Händen gebe.

„Begreifst Du diesen Starrsinn?" fragte die Mutter entrüstet, nachdem sie dem Sohne den unliebsamen Auftritt berichtet hatte. „Ich glaube ganz entschieden, daß in seinem Kopf eine Schraube los ist, sein Bruder, der Doktor, sollte ihn einmal ernstlich untersuchen."

„Laß ihm sein Steckenpferd," antwortete Eugen zerstreut, den dieser Streit nicht im Geringsten interessirte, „je mehr Du dagegen eiferst, desto schlimmer wird die Sache. Die Vögel geniren Dich ja nicht —".

„Aber sie ärgern mich!" fuhr seine Mutter fort. „Dein Vater vernachlässigt ihretwegen sein Geschäft, Alles bleibt den Gehülfen überlassen, und wenn ich auch an

ihrer Ehrlichkeit nicht zweifeln will, es geht doch mancher Thaler verloren, das lasse ich mir nicht weismachen."

„Das ist dann auch kein großes Unglück!"

„Liederlichkeit ist es, und auf diesem liederlichen Wege kann man allgemach an den Bettelstab kommen! Ich behaupte heute noch, die sechstausend Mark, die der unglückliche Stillberg gestohlen haben soll, liegen hier irgend wo im Hause, Dein Vater hat sie fortgelegt und den Ort nachher vergessen, weil er immer nur an seine Vögel denkt."

„Nein, nein, Mama, wir haben ja das ganze Haus durchsucht!"

„Er kann die Banknoten in der Zerstreuung in den Ofen geworfen haben, auch das sähe ihm ähnlich, ich lasse mir's nicht ausreden, daß er den Provisor auf dem Gewissen hat."

Das Dienstmädchen trat in diesem Augenblick ein und meldete Eugen, es sei ein Mann unten, der ihn zu sprechen wünsche.

Eugen ging hinunter und sah in der Offizin sich dem Gefängnißaufseher Böker gegenüber, der diesmal keine Uniform, sondern einen schäbigen Civilanzug trug.

„Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, Herr Doktor, sagte er leise, ließ aber dabei den lauernden

Blick durchdringend auf dem erbleichenden Gesicht Eugen's ruhen, „ich wäre schon gestern gekommen, hatte aber Dienst —"

„Folgen Sie mir!" unterbrach Eugen ihn rasch, dem die Neugier unbequem wurde, die in den Zügen der Gehülfen sich spiegelte, „es wird sich wohl um eine Bettelei handeln!"

„Ich will es ihnen weiter nicht übel nehmen, daß Sie von Bettelei gesprochen haben," brummte der Schließer, als sie im Zimmer Eugen's angelangt waren, „Sie werden dafür Ihre Gründe haben, es braucht ja auch außer Ihnen Niemand zu wissen, was mich zu Ihnen führt."

„Was ist es?" fragte Eugen ungeduldig. „Fassen Sie sich kurz, ich bin im Begriff, zu Tisch zu gehen."

Der Schließer rieb mit Daumen und Zeigefinger seine rothe Nase und sah sich in dem elegant eingerichteten Zimmer um, dann ließ er sich auf einen Stuhl nieder und legte den Hut neben sich auf den Boden.

„Kennen Sie den Bruder des verstorbenen Untersuchungsgefangenen?" fragte er mit geheimnißvoller Miene.

„Weshalb wünschen Sie das zu wissen?" erwiderte Eugen, der mit verschränkten Armen vor ihm stand

und mit verachtender Geringschätzung auf ihn hinunterschaute.

„Weil ich Sie vor ihm warnen möchte, Herr Doktor!"

„Warum? Mich?"

„Jawohl, der Herr scheint Ihnen nicht grün zu sein. Er war vor einigen Tagen im Goldenen Mond und fragte, wer seinem Bruder das Essen und den Wein geschickt habe. Er konnte nicht fertig werden mit seinen neugierigen Fragen, und als er hörte, daß von dem Wein noch ein paar Fläschchen da waren, wollte er sie gleich mitnehmen."

„Warum auch nicht?" warf Eugen achselzuckend ein. „Dem Wirth gehörten sie nicht!"

„Und dem Bruder des Verstorbenen auch nicht!" fuhr Böker fort, „er hatte ja den Wein nicht bezahlt. Das sagte ihm der Wirth und darauf wollte er sich von Ihnen eine Quittung geben lassen, um zu beweisen, daß er der Eigenthümer des Weines sei. Und das wegen vier kleinen Fläschchen, Herr Doktor! Merken Sie immer noch nichts, Herr Doktor?"

„Nicht das Geringste!" antwortete Eugen, der langsam auf und nieder wanderte.

„Na, am vorigen Sonntag hat der Herr die Quittung gebracht und den Wein mitgenommen."

„Ich hoffe, er wird ihm gut schmecken."

„Und wenn nun auch darin Gift wäre?"

Eugen blieb stehen, sein Antlitz war plötzlich fahl geworden, aber aus seinen Augen loderte Zornesgluth.

„Was sagt Ihr da?" brauste er auf.

„Ich sage nur das was dieser Herr denkt", erwiderte der Schließer mit einem stechenden Blick auf das todtblasse Gesicht. „Er vermuthet, daß sein Bruder vergiftet worden ist, und das Gift muß in dem Wein gewesen sein. Das hörte ich aus Allem, was er sagte, heraus, nun wird er den Wein untersuchen lassen, es kann eine schlimme Geschichte werden" —

„Nur Unsinn kann dabei herauskommen!" rief Eugen wüthend, „wer soll denn den Wein vergiftet haben? Wer hat an dem Tode meines armen Freundes ein Interesse gehabt?"

„Das weiß ich nicht, Herr Doktor", fuhr der Schließer fort, „ich kümmere mich auch nicht darum, ich kann ja für den Wein nicht verantwortlich gemacht werden."

„Ich ebensowenig, denn wie Ihr wißt, waren die Flaschen versiegelt."

„Ja, das kann ich bezeugen, und es geht mich nichts an, wer sie versiegelt hat, mir schien das Benehmen des Herrn Stillberg verdächtig und da glaubte ich, Sie

König, Ewald August

Verzehrende Gluthen Roman

Bd.: 3. Band

1889